

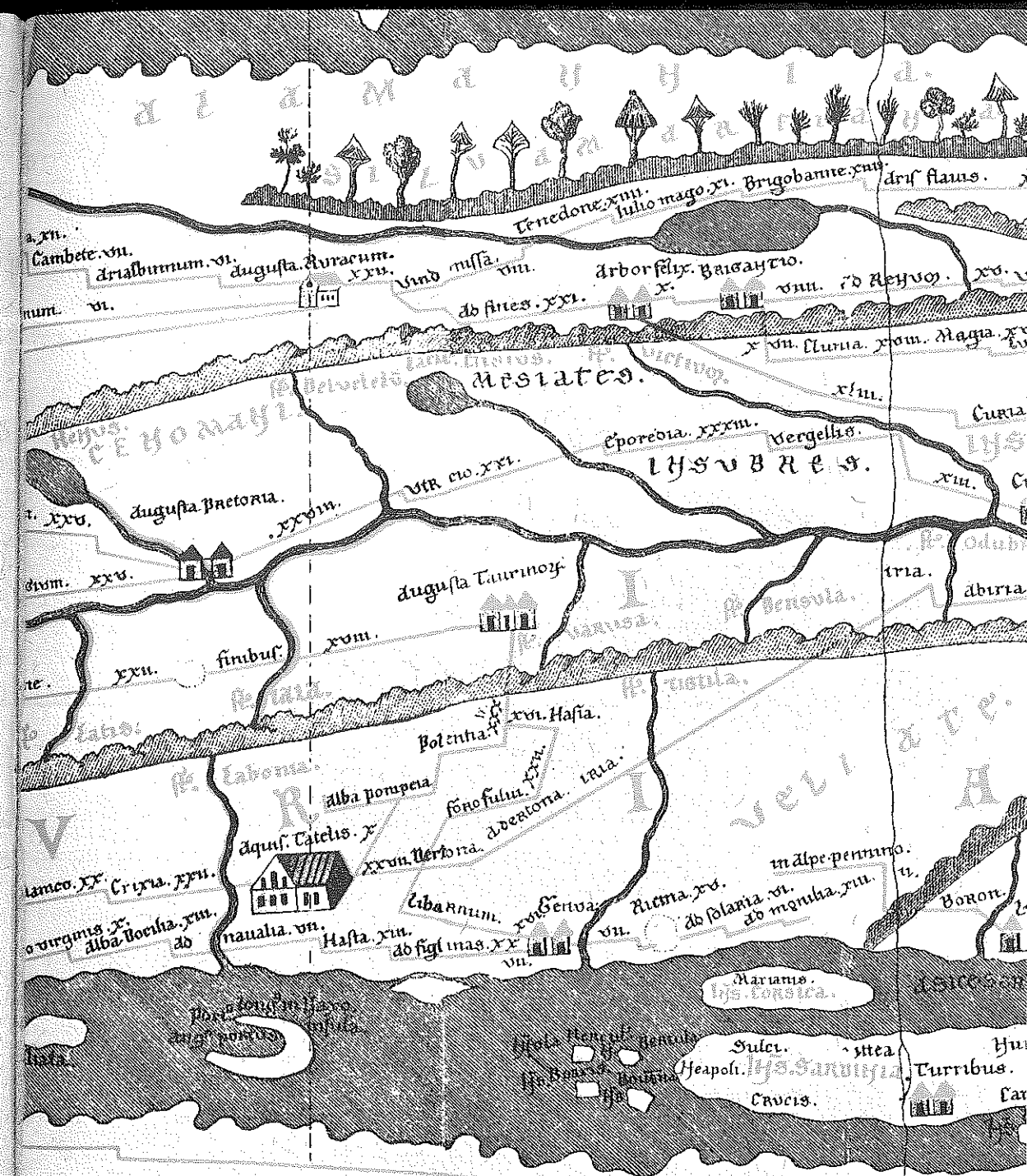
Das Ende der Abwanderung

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung
oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde / Heft 10 / Oktober 1941

UNIVERSITETS
BIBLIOTEKET
LUND

Inhaltsverzeichnis

K. Jordan	Die Gestalt Heinrichs des Löwen in der deutschen Geschichtsschreibung . . .	361
Klaus Günther	Vorchristlich-germanisches Kulturerbe in den deutschen Hohlspinnigen des Mittelalters	368
Giegfried Lehmann	Stammutter der Leute von Arvor . .	373
A. Bohmers	Sediment-Petrologie, ein neues Hilfsmittel zur Datierung urgeschichtlicher Kulturen	382
Die Fundgrube	Der Drudenfuß in einer Bilderschrift des 18. Jahrhunderts	389
	Hirsch und Schneegans, zwei Werbenfeller Faschnachtsmasken	390
	Ein Schenkartblatt aus dem Jahre 1456	391
	Der Wilde Mann als „Türwächter“	394
	Eine „Sonnenrose“ aus Steinbeilen	395
	Zum Kultspiel der Wilden Männer	396
Die Bücherwaage	Erhard Niemann: Ostpreußens Volkstum um die ermländische Nordostgrenze	396
	Hedwig Böhne-Fischer: Ostpreußens Lebensraum in der Steinzeit	397
	Erste Reichstagung der Wissenschaftlichen Akademien des NSD-Dozentenbundes	397
	Zeitschrift für Volkskunde	398

Das Umschlagbild, gestaltet von Eugen Herblinger, Augsburg, zeigt einen Ausschnitt aus der sogenannten Peutlingerischen Tafel, einer altfränkischen Wegkarte, mit dem Aufriß von „Alamannia“.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 10.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

K. Jordan: Die Gestalt Heinrichs des Löwen in der deutschen Geschichtsschreibung.

Die Persönlichkeit Heinrichs des Löwen steht heute wieder im besonderen Maße im Mittelpunkt des historisch-politischen Interesses. Im Jahre 1935 wurde mit Ausgrabungen in dem Braunschweiger Dom, in dem der Herzog seine Grablage gefunden hat, begonnen; bei einem Besuch der geöffneten Gruft ordnete der Führer damals an, daß sie zu einer „Wallfahrtsstätte der Nation“ ausgebaut werden sollte. Diese Arbeiten sind jetzt beendet; bei der Kulturtagung der deutschen Gemeinden im November 1940 ist der Braunschweiger „Staatsdom“, wie er hinfort genannt wird, seiner neuen Bestimmung übergeben. Dabei hielt Alfred Rosenberg eine Rede, in der er betonte, daß Friedrich I. die Reichsidee als bildende Kraft für die Zukunft verteidigen mußte, während Heinrich der Löwe die Ausweitung des deutschen Lebensraumes nach Osten in verstärktem Maße einleitete. Beide Tendenzen, mögen sie früher einmal auch als Gegensätze empfunden worden sein, bilden heute im höchsten Sinne eine Einheit. Mit dieser Würdigung der beiden Persönlichkeiten hat jener Streit zwischen kleindeutscher und großdeutscher Geschichtsbetrachtung, wie er seit fast 100 Jahren das Geschichtsbild unseres Volkes in starkem Maße beherrscht und wie er sich gerade in der Beurteilung Friedrich Barbarossas und Heinrichs des Löwen besonders verhängnisvoll ausgewirkt hat, endgültig sein Ende gefunden. Der Kampf beider Richtungen ist heute überbrückt durch eine gesamtdeutsche Geschichtsauffassung, in der beide Gestalten in der Geschichte unseres Volkes ihren Platz einnehmen.

Es ist vielleicht nicht müßig, an diesem wichtigen Wendepunkt einmal zurückzublicken und die Frage zu stellen, wie sich das Geschichtsbild von dem großen Belsenherzog im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hat. Gerade an der Gestalt des Löwen können wir sehen, wie jede Zeit die Vergangenheit mit anderen Augen sieht, und wir können hier besonders die Wahrheit jenes Rantewortes erkennen, daß man Geschichte ohne den Impuls der Gegenwart nicht schreiben würde.

Bergegenwärtigen wir uns zunächst in großen Zügen die Leistung des Löwen. Hineingeboren in den Gegensatz zwischen Staufern und Belsen, der seit den Tagen Lothars III. ausgebrochen war, verlor der 10jährige Knabe seinen Vater, Heinrich den Stolzen, der sich rühmen konnte, daß seine Herrschaft von Meer zu Meer reichte, dem aber vom Stauferkönig Konrad III. beide Herzogtümer Bayern und Sachsen abgesprochen waren. Es war eine harte Schule, durch die der junge Heinrich als ein noch Verdender zu gehen hatte. Auf Bayern mußte er verzichten, um sich Sachsen zu sichern; aber auch hier stand er zunächst auf einem Boden, den er gegen mächtige Widersacher verteidigen mußte. Erst die Wahl seines Vetter Friedrich Barbarossa schuf eine neue Lage. Der Ausgleich beider Geschlechter und das Zusammenwirken zwischen Kaiser und Herzog gab dem Reich in den nächsten beiden Jahrzehnten einen Machtanstieg sondergleichen. Heinrich unterstützte die Reichspolitik des Staufers, er begleitete ihn mit starker Kriegsmacht auf den ersten Italienszügen und hat bei der Krönung des Kaisers in Rom sich selbst den rebellischen Römern mit dem Schwert entgegengeworfen und sie niedergeschlagen. Barbarossa gab ihm das Herzogtum Bayern, allerdings um die Ostmark verkleinert, zurück, er übertrug ihm wichtige königliche Gerechtsame im kolonialen Neuland und gab damit dem Werk des Löwen im Osten die nötige Rückendeckung. So konnte Heinrich seit den 50er Jahren planmäßig die Grenze des Reiches von der unteren Elbe bis zur Peene vortragen und Lauenburg, Mecklenburg und die angrenzenden Teile von Vorpommern der deutschen Siedlung erschließen. Die Bistümer Lübeck, Ratzeburg und Schwerin werden als die Mittelpunkte des Landausbaues errichtet. Dieses Gebiet, das dem deutschen Volksboden gewonnen wurde, sollte zudem ein einheitliches geschlossenes Territorium in der Zusammenfassung geistlicher und weltlicher Verwaltung unter dem Herzog werden, ein staatliches Gebilde, in dem die territoriale Zersplitterung des Altreiches überwunden war. Die Neugründung der Stadt

Lübeck im Jahre 1158 schuf die Voraussetzung für einen deutschen Ostseehandel, der seine Wege unter dem Schutz des Herzogs nach Osten und nach Norden bis zu dem fernen Novgorod lenkte. Als Vertreter der Reichsgewalt griff der Löwe auf der Insel Gotland in die Streitigkeiten zwischen den deutschen Kaufleuten und den Einheimischen ein und sicherte dem deutschen Kaufmann Frieden und Rechtsschutz.

Hand in Hand damit geht eine planmäßige Stärkung seiner Stellung in Sachsen und Bayern durch eine Anspannung der alten herzoglichen Rechte, durch Städtegründungen und eine Wirtschaftspolitik, die in manchen Punkten schon der Zeit vorausseilt. Neben Lübeck und Schwerin verdanken die Hagenstadt Braunschweig und München dem Löwen ihren Ursprung. Dabei wird sein Handeln bestimmt von einem ganz realen Denken; der Chronist Helmold von Bosau stellt über seine Tüge ins Elanland das Wort, daß bei ihnen niemals vom Christentum, sondern immer nur von Geld die Rede gewesen sei. Dabei war er aber gleichzeitig allen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit aufgeschlossen und ihr eifriger Förderer. In Braunschweig wurde mit dem Bau eines neuen Domes begonnen, der seinerseits vorbildlich für die Dome in Lübeck und Magdeburg wurde. Die niedersächsische Buchmalerei und Plastik erhalten vom herzoglichen Hof neue Aufträge und Anregungen, so daß man mit Recht von einem Kunstkreis Heinrichs des Löwen gesprochen hat.

In diesem Aufstieg der herzoglichen Macht bedeutet das Jahr 1176 mit der Weigerung des Herzogs, Friedrich Barbarossa auf seinem fünften Italienzug Hilfe zu leisten, den Umschwung. Die Beweggründe, die Heinrich bei jener später in ihren Einzelheiten ausgeschmückten Zusammenkunft zu Chiavenna zu diesem Verhalten veranlaßt haben, werden sich reslos wohl nie aufklären lassen. Daß er zu einer solchen Hilfeleistung nicht verpflichtet war, wissen wir heute; wohl aber konnte der Kaiser in diesem Augenblick schwerster Gefahr erwarten, daß ihn sein Vetter nicht im Stiche ließe. Es ist die tragische Schuld Heinrichs, daß er verkannte, daß seine Macht in Deutschland auf dem Einvernehmen mit dem Kaiser beruhte, der ihn gegenüber seinen sächsischen Gegnern immer wieder gedeckt hatte. Aber nicht minder tragisch ist es, daß der Prozeß, der zum Sturze des Herzogs und zur Aufteilung seiner Herzogtümer führte, nicht eine Stärkung der Reichsgewalt zur Folge hatte, sondern den partikularen Kräften in der deutschen Geschichte zugute kam. Als der Löwe nach dreijähriger Verbannung aus England nach Deutschland heimkehrt, ist sein Wille zur Macht nicht gebrochen; vor dem Kreuzzug Barbarossas mußte er deshalb abermals nach England gehen. Aber auch sein Versuch, durch eine plötzliche Rückkehr nach Deutschland noch einmal seine alte Herrschaft im Kampf mit dem jungen Stauferkönig Heinrich VI. wiederherzustellen, ist vergeblich. Erst über seinem letzten Lebensjahr, nachdem er sich mit Heinrich VI. ausgesöhnt hatte, liegt ein Zug stiller Verklärung. Es wird berichtet, daß er die letzte Zeit seines Lebens auf seiner Burg Braunschweig damit verbracht habe, alte Chroniken sammeln und sich vorlesen zu lassen.

Es versteht sich von selbst, daß der Mann und sein Schicksal schon die Zeitgenossen auf das stärkste beschäftigt haben. Wenn auch seine harte und unerbittliche Natur, der die Heiterkeit seines königlichen Vetters fehlte, ihm nicht so sehr die Liebe seiner Zeit gewonnen haben; Bewunderung, oft wohl gemischt mit Furcht oder auch Haß, haben ihm auch seine Gegner gezollt. „Den hochfahrendsten und schonungslosesten nahezu aller Menschen“ nennt ihn der Kanzler Bischof von Mons in seiner zeitgenössischen Chronik des Hennegaus, während ihn zu Beginn des 13. Jahrhunderts der Sachsenspiegel Eile von Regow in seiner Weltchronik als „einen gewaltigen Herzog über all Bayern und Sachsenland“ preist. Schon zu seiner Zeit ist ihm der Beinamen der Löwe gegeben, er führt ihn jedoch nicht als der erste seines Geschlechtes. Helmold von Bosau legt diesen Namen bereits seinem Vater, Heinrich dem Stolzen, bei, und auch sein Onkel Belf VI. hat auf dem Meisterschild in seinem Siegel vermutlich einen Löwen geführt. Der Löwe war also schon früher gelegentlich als Sinnbild des Welfenhauses betrachtet; Heinrich hat ihn aufgegriffen und hat ihn endgültig zum Zeichen seines Geschlechtes gemacht. Schon seine frühesten Münzen tragen das Löwenzeichen, und als er gegen das ursprünglich im Besitz des Grafen Adolf von Holstein befindliche Lübeck zunächst eine Gegengründung am Ufer der Wakenis im Lande Magdeburg ins Leben rief, da nannte er

die Löwenstadt. Als Sinnbild seiner Macht errichtete er 1166 in seinem Burghof zu Braunschweig den ehernen Löwen, der sich stolz aufrichtet im Triumph über seine Feinde und nicht nur ein Symbol der herzoglichen Größe, sondern eines der eindruckvollsten Denkmäler der deutschen mittelalterlichen Plastik ist. „Der Löwe“, so sagt der Chronist Helmold in Anlehnung an ein Bibelwort von Heinrichs Kämpfen mit den aufständischen Elanen „schreiet vor seinem Feind zurück“, und Arnold von Lübeck, der Fortsetzer Helmolds, vergleicht seinen Herzog mit dem Löwen, vor dessen Brüllen die Welt erzittert. Die spätere Sage weiß zu berichten, daß er auf seiner Kreuzfahrt ins heilige Land in der Wildnis einem Löwen im Kampf mit dem Lindwurm zum Sieg verholfen habe. Seitdem sei das Tier nicht von seiner Seite gewichen und habe sich nach dem Tode des Herzogs auf sein Grab gelegt, bis es selbst das Leben aufgab. Eine spätere Sage ist auch die Erzählung, daß Heinrich bei der Zerstörung der Stadt Bardowiek im Jahre 1189 über dem Portal des Domes die Worte „Vestigia Leonis“ (die Spuren des Löwen) angebracht habe.

Ein Ereignis ist es vor allem, um das schon das Denken des 12. Jahrhunderts immer wieder kreist, die Zusammenkunft mit dem Kaiser zu Chiavenna und der Prozeß des Löwen. Die Angaben der Quellen über diese Vorgänge sind teilweise so widersprechend, daß es der Forschung bis heute nicht gelungen ist, ein absolut sicheres Bild über diese Ereignisse zu gewinnen. Man hat sogar die Geschichtlichkeit dieser Zusammenkunft bestritten und ebenso mit Unrecht die Erzählung Arnolds und anderer Quellen verworfen, daß Barbarossa durch einen Zufall vor dem Herzog sein Hilfesuch besondere eindringlich gemacht habe. Wie über die Begebenheiten selbst, gehen schon bei den Zeitgenossen die Meinungen über die Gründe der Entzweiung zwischen beiden Vettern auseinander. Sprechen die einen vom Treubruch des Herzogs, so wollen andere etwas von einer Intrige des Kaisers wissen, die bereits einige Jahre vorher zu einer Entfremdung zwischen ihnen geführt und schließlich den offenen Konflikt hervorgerufen habe. Deutlich scheiden sich hier die Anhänger der staufischen und welfischen Partei.

Mit dem Verschwinden dieses Gegenfases im späteren Mittelalter verläßt auch das Bild des Löwen und der Anteil, den man an ihm nimmt (1). Nur noch in Norddeutschland ist im 15. Jahrhundert eine gewisse Vorstellung von ihm lebendig, aber auch hier haben Sage und Dichtung seine Gestalt in zunehmendem Maße überwuchert. Erst der Humanismus und die deutsche Reformation bringen darin einen gewissen Wandel. Dabei ist es auffällig, daß in Bayern, das für Heinrich mehr ein Nebenland gewesen ist, größere Sympathien für ihn herrschen als in Sachsen. Auch der Humanist Albert Krans aus Hamburg, der in Niedersachsen am meisten um eine gerechte Würdigung des Welfen bemüht ist, steht ihm mit einer gewissen Reserve gegenüber. Vor allem aber wird das Bild des Löwen durch die konfessionelle Geschichtsbetrachtung der Zeit getrübt. Als besonders eigenartig wird es uns dabei heute erscheinen, daß die von Luther beeinflusste Kirchengeschichtsschreibung der Magdeburger Zentratoren ihn zu einem vom Papst aufgewiegeltten Verräter an der kaiserlichen Sache stempeln wollte. Ebenso kraß und falsch ist das konfessionelle Fehlurteil im Zeitalter der Gegenreformation, wenn Heinrich von katholischen Geschichtsschreibern als der Bundesgenosse des Papstes im Kampf mit dem Kaisertum gefeiert wird, da seine Hilfsverweigerung zu Chiavenna eine neue Reihe der Triumphe für die Kirche ermöglicht habe.

Erst die dynastische Geschichtsschreibung des ausgehenden 17. und 18. Jahrhunderts bricht einer neuen gerechten Würdigung des Löwen die Bahn. Die Erforschung der Geschichte des Welfenhauses ist aufs engste mit der Persönlichkeit von Leibniz verknüpft. Leibniz selbst hat umfangreiche Quellenforschungen zur Geschichte des Herzogs Hauses getrieben und mit ihrer Darstellung begonnen. Auf Leibniz geht auch der Plan des großen Werkes der „Origines Guelficae“ zurück, das bis auf unsere Tage eine der wichtigsten Quellenfassungen zur Geschichte des Löwen bildete. Wiederholt hat er sich mit der Person des Herzogs beschäftigt und für ihn Partei ergriffen. Aus dem Braunschweiger Kreis und von der neugegründeten Helmstedter Universität aus sind in der Folgezeit eine Reihe von Schriften hervorgegangen, die die nähere Erkenntnis der Geschichte des Löwen wesentlich förderten. Der Drang nach den Quellen und das Streben nach Objektivität ist dabei der Beurteilung seiner Person durchaus günstig

gewesen. Wenn auch das Zeitalter der Aufklärung dem Mittelalter im allgemeinen fremd gegenüber stand, so brachte doch das ausgehende 18. Jahrhundert die ersten Ansätze zu Biographien des Löwen, die zwar noch nicht zu dem Kern seiner Persönlichkeit vordringen, aber doch eine gewisse Auflockerung der historischen Forschung zur Folge hatten. Erst die deutsche Romantik mit ihrer neuen Hinwendung zum Mittelalter läßt auch die Persönlichkeit des Welfenherzogs wieder stärker im geschichtlichen Bewußtsein der Nation hervortreten, wobei er „gleichsam zu einem Prüfstein wird, an dem sich die Geister scheiden“.

Das historische Interesse der Romantik entzündete sich in erster Linie an der deutschen Kaiserzeit. In den Jahren des Zusammenbruches des alten Reiches erstand in Max von Schenkendorf ein Kämpfer alter Kaiserherrlichkeit, der Franz II. zurief, er solle die Tradition der alten Kaiser wahren. Als nach dem Wiener Kongreß die Hoffnung der Patrioten auf ein einiges Reich zunichte geworden war, war es wiederum Schenkendorf, der der Stimmung dieser Kreise Ausdruck gab in jenem Lied, das als das Lied der Schutzstaffeln heute wieder zu Ehren gekommen ist und das in dem Schwur ausklang, zu „predigen und sprechen vom heiligen deutschen Reich“. Aus dem Geist der Romantik schuf Friedrich Wilhelm von Raumer seine Geschichte der Hohenstaufen, die zum erstenmal die Blicke unseres Volkes auf diese Epoche als den Höhepunkt des deutschen Mittelalters lenkte. Wenn er auch bestrebt ist, dem Kaiser wie dem Herzog in gleicher Weise gerecht zu werden, so steht doch Heinrich bei ihm etwas im Schatten Barbarossas. Ganz anders lautet das Urteil des Jenaer Historikers Euben, dessen Rolle in den Anfängen der deutschen Burschenschaft bekannt ist. In seiner „Geschichte des deutschen Volkes“ betont er, daß Heinrichs Wirken im Norden des Reiches dauernde Erfolge versprochen hätte, während der Kaiser in Italien durch den Zauber der Leidenschaft festgehalten sei.

Diese neue Wertung des Löwen, die sich bei Euben zum erstenmal ankündigt, hat dann ihre besondere Ausprägung gefunden, nachdem sich im Jahre 1848 die kleindeutsche und großdeutsche Richtung scharf voneinander schieden. Zu Beginn des Jahres 1849, als in der Frankfurter Paulskirche um die Frage gerungen wurde, ob das neue Deutschland einen weiteren Bund mit dem alten Kaiserstaat Österreich oder nur ein engeres Reich unter Preußens Führung bilden sollte, erschien in der Zeitschrift Die Grenzboten ein anonymes Aufsatz „Die modernen Ghibellinen“ (2). Er ist mit Unrecht heute fast ganz vergessen, zeigt er doch besonders anschaulich, wie die Geschichte und ihre Deutung mit dem politischen Willen der eigenen Zeit verbunden sind. „Es war nicht bloß das zufällige Spiel einer augenblicklichen Laune“ – so heißt es hier – „als Heinrich der Löwe zu Chiavenna seine weitere Mitwirkung am lombardischen Städtekrieg versagte. Denn Deutschland hatte damals, wenn auch nicht der Form nach, seine Emanzipation vom römischen Reich begonnen. Der Gewinn der Nordsee- und Ostseeküste schwebte ihm vor. Denn dahin drängt die geographische Lage des Landes. Rhein, Elbe, Oder und Weichsel weisen ihm seinen natürlichen Beruf; die Donau hat ein zu weites Ziel und über die Alpen hinaus weist nur eine krankhafte Sehnsucht.“ Diese Worte zitieren bedeutet zugleich erkennen, wie grundlegend sich seitdem unsere ganze historisch-politische Betrachtung der deutschen Aufgabe gewandelt hat. Das Streben zum Weltmeer und der Gewinn des entscheidenden Einflusses im Donaauraum sind uns heute nicht mehr Gegensätzlichkeiten, die sich einander ausschließen, sondern zwei Richtungen deutscher Kraftentfaltung, die eng miteinander verknüpft sind.

Zehn Jahre später, wenige Wochen nach dem Ende des österreichisch-französischen Krieges in Italien, bei dem Österreich einen Teil seiner oberitalienischen Besitzungen verloren hatte, in einer Zeit, in der in Deutschland die Frage eifrig diskutiert wurde, ob Preußen als Österreichs Bundesgenosse in diesen Krieg hätte eingreifen sollen, hielt Heinrich von Sybel in München seine bekanntgewordene Rede über „die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“, in der er sich gegen Wilhelm von Giesebrecht und seine noch vom Geist der Romantik getragene Auffassung der deutschen Kaiserzeit wandte, und demgegenüber die Meinung vertrat, daß die Politik Heinrichs I. und Heinrichs des Löwen den wahren nationalen Bedürfnissen entsprochen habe. Ihm antwortete der großdeutsche Julius von Sicker, indem



Der Burglöwe von Braunschweig. Aufnahme Ziemann.

er die Notwendigkeit der mittelalterlichen Kaiserpolitik aus ihren »universalen und nationalen Beziehungen« erwies. Im Streit der Meinungen, in dem beide Gelehrte noch einmal das Wort ergriffen (3), schien die politische Entwicklung mit der Reichsgründung Bismarcks zunächst dem Kleindeutschen Sybel recht zu geben. Gerade in der Geschichtswissenschaft des zweiten Reiches gewann aber Sickers Auffassung immer mehr an Boden. Das Sehnen der letzten Generation war mit der Erneuerung des Kaiserreiches in Erfüllung gegangen. Die Gestalt Barbarossas, von dessen Wiederkehr die Dichter gesungen hatten, drängte die des Welfen in den Hintergrund. Zwei Biographien des Herzogs, die in den 60er Jahren entstanden waren, waren Anfängerarbeiten und wurden schon bei ihrem Erscheinen als wissenschaftlich unzulänglich erwiesen. Es waren dies die Bücher von H. Prutz und M. Philippson, von denen insbesondere das zweite, dessen jüdischer Autor dem Herzog jede Größe absprechen will, und ihn mit den Maßstäben einer engen kleinbürgerlichen Moral mißt, zudem in seiner Auffassung völlig untragbar ist. Wenn Heinrich der Löwe in der Folgezeit etwas in den Hintergrund trat, so lag dies auch in den Zeitereignissen selbst begründet. Die Gegnerschaft der welfischen Partei gegen die Bismarcksche Reichsgründung warf einen Schatten auf die Gestalt des großen Ahnherrn des Geschlechtes. Es war jene reichsfeindliche Haltung des Welfentums, die Bismarck zu dem harten, aus der Situation des politischen Kampfes erklärlichen Urteil veranlaßte: „Für die welfischen Bestrebungen ist alle Zeit ihr erster Markstein in der Geschichte, der Abfall Heinrichs des Löwen vor der Schlacht von Legnano, entscheidend: die Defektion von Kaiser und Reich im Augenblick des schärfsten und gefährlichsten Kampfes aus persönlichen und dynastischen Gründen.“ So gab die Zeit nach 1870 nicht die Voraussetzung

für eine gerechte Würdigung des Löwen. Es sind Einzelfragen aus seiner Geschichte, die die Forschung damals beschäftigt haben, vor allem der Prozeß des Löwen in seinen rechtlichen und politischen Zusammenhängen. So sehr diese Fragen auch in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg geklärt sind, ein restloses Einvernehmen darüber ließ sich in der Forschung nicht gewinnen.

Es ist das Erleben des Weltkrieges und der Nachkriegszeit gewesen, das unserem geschichtlichen Denken neue Wege geöffnet hat. War bis dahin alle Geschichtsbetrachtung zu stark und einseitig am Staat orientiert gewesen, so erkannte man jetzt, vollends mit dem Durchbruch der nationalsozialistischen Weltanschauung, das Volk als den tragenden Faktor allen geschichtlichen Wirkens. So rückte auch jetzt erst jene große Leistung des deutschen Mittelalters in den Vordergrund, die eine Leistung des Volkes und nicht der Reichsgewalt gewesen war, die Wiedergewinnung des deutschen Ostens, deren Anfänge mit dem Namen Heinrichs des Löwen untrennbar verbunden sind. So setzte zuerst Möller van den Bruck in seinen „Gestaltenden Deutschen“ dem Herzog mit tiefempfundenen Worten – wenn auch noch zu stark aus der kleindeutschen Sicht heraus – ein schönes Denkmal, und in den folgenden Jahren ist sein Werk in dichterischer Schau wiederholt dargestellt. Vor allem aber hat sich die deutsche Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren darum bemüht, Heinrich den Löwen endlich aus dem leidigen Gegensatz zu dem Stauferkaiser herauszureißen und ihn als den bedeutendsten Landesfürsten des 12. Jahrhunderts in seinem Werk in Sachsen und Bayern zu würdigen (4). Als besonders hemmend erwies es sich dabei, daß eine Sammlung der Urkunden des Herzogs, für eine solche Problemstellung mit die wichtigste quellenmäßige Voraussetzung, noch fehlte. Es war deshalb eine der vornehmsten Aufgaben des aus den Monumenta Germaniae historica erwachsenen Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde, eine solche kritische Ausgabe der Urkunden Heinrichs des Löwen in Angriff zu nehmen. Dank der tatkräftigen Unterstützung des Reichsführers 5 konnte dieses 1936 begonnene Unternehmen rasch gefördert und trotz des Krieges zu Ende geführt werden, so daß das Reichsinstitut jetzt die Ausgabe selbst vorlegen kann (5). Dabei konnte es sich nicht nur um eine Sammlung des bislang verstreuten Materials handeln; bei einer Reihe von Urkunden und Urkundengruppen mußte zunächst die schwierige Frage ihrer Echtheit geprüft werden. Dies machte besondere Vorarbeiten notwendig; so gab vor allem die Untersuchung der Gründungsprivilegien für die Bistümer Lübeck, Ratzeburg und Schwerin Gelegenheit, die Siedlungspolitik Heinrichs in Ostholstein, Mecklenburg und Vorpommern im Zusammenhang darzustellen (6). Aber auch sonst hat die deutsche Wissenschaft in den letzten Jahren wichtige Bausteine zur Geschichte des Löwen geliefert. So wissen wir heute, welche Rolle ihm für die Anfänge der Stadt Lübeck zukommt, wie sich bei der Gründung dieser Stadt die im Herzog verkörperte politische Macht und die kaufmännische Initiative des deutschen Bürgertums die Hand reichten, und jüngst ist uns gezeigt, wie Heinrich der Löwe als Vertreter der Reichsgewalt den deutschen Kaufleuten auf Gotland Frieden und Sicherheit wirkte (7).

Eine Geschichtsbetrachtung, die sich den völkischen Lebensfragen unserer Tage verbunden weiß, wird aber vor allem auch eine historische Persönlichkeit in ihrer bluts- und rassermäßigen Herkunft zu erfassen versuchen. Die genealogische Forschung hat uns gerade für Heinrich den Löwen wertvolle Vorarbeiten geliefert. Sie hat uns gezeigt, daß Heinrich dem Blute nach am stärksten Sachsentum in sich trug, daneben in etwas schwächerem Maße fränkisches und langobardisches Blut. Drei von seinen Großeltern waren Niederachsen, in der nächsten Generation beträgt dieser Anteil des sächsischen Blutes noch 50%. Seine Ahnenschaft, so hat man mit Recht betont, ist durchweg nordisch, vielleicht auch etwas fälschlich bestimmt (8). Ganz anders als dieses innere Rassenbild ist jedoch seine äußere Erscheinung. Wir besitzen über sie die Schilderung eines zeitgenössischen Italieners. Danach war der Herzog von mittlerer Größe, von einem ebenmäßig schlanken Gliederbau mit großen schwarzen Augen und dunklen Haaren. Die Ausgrabungen im Braunschweiger Dom und die Untersuchungen seines Skeletts, das nur etwa 1,65 m maß, haben diese Angaben bestätigt. In seiner äußeren Erscheinung ist das Erbe seiner väterlichen Vorfahren aus dem Geschlecht der italienischen Este zum Durchbruch

gekommen, obwohl blutmäßig der Anteil seiner sächsischen Ahnen überwog. Seiner Abstammung, nicht seiner Gestalt nach ist der Löwe jener Niedersachse gewesen, als den ihn sich das geschichtliche Empfinden unseres Volkes vorstellt. Die Grabplatte im Braunschweiger Dom, die der Mitte des 13. Jahrhunderts angehört, stellt ebenfalls ein Idealbild dar.

Vor wenigen Monaten ist ein Werk erschienen, das den Anspruch erhebt, die Monographie des Herzogs zu sein, deren Fehlen man bisher immer beklagt hat (9). Ihr Verfasser Hans Martin Elster ist durch eine Reihe anderer historischer Werke bekannt geworden. So sehr man sein Streben anerkennen wird, die wissenschaftliche Forschung in ihrer Breite zu erfassen und zu einem Gesamtbild zu verarbeiten, so muß man doch das Buch wegen seiner Grundtendenz ablehnen. Elster lebt noch zu stark im Banne jener kleindeutschen Geschichtsauffassung, deren Überwindung die Aufgabe unserer Generation ist. Wenn er einleitend schreibt: „Der Maßstab ist nicht mehr das „Reich“ oder die Kaiseridee . . ., ist ausschließlich das Volk, und zwar das rassistisch gefundene, also nordisch bestimmte Volk“ so konstruiert er einen Gegensatz zwischen Reich und Volk, der nicht haltbar ist. Es ist nicht angängig, die Reichsidee eines Friedrich Barbarossa als eine „Kaiserreichskonstruktion“ zu verwerfen. Gerade das politische Erleben der letzten Jahre hat uns eine neue Blickrichtung für die mittelalterliche deutsche Geschichte eröffnet. Heute erst, wo das Großdeutsche Reich sich anbahnt, eine neue europäische Ordnung zu schaffen, haben wir für das erste Reich der Deutschen mit seiner ordnenden Aufgabe im Abendland das letzte Verständnis gewonnen. Ebenso wie wir heute erst ganz erkennen können, welche Leistung die mit Heinrich dem Löwen einsetzende Wiedergewinnung des Ostens für unser Volk bedeutet, so besahen wir auf der anderen Seite das Werk Barbarossas und seines Sohnes, die Deutschland und Italien zu einem festen Block in der Mitte des Kontinents zusammenschweißen wollte. Die Reichsidee und die deutsche Landnahme im Osten bildeten keinen Gegensatz, sondern eine spannungsreiche Einheit, die uns die Reichweite deutscher Geschichte eindringlich vor Augen führt. Wir müssen es deshalb auch ablehnen, wenn Elster am Ende seines Buches schreibt: „Wer heute Deutsches Reich sagt, sagt nicht Friedrich I. Barbarossa, sondern sagt Heinrich den Löwen, heute wie immerdar.“ Nicht ein solches Gegenüber, nicht der tragische Zusammenstoß zwischen beiden Männern macht den Sinn dieses Zeitalters aus, sondern ihr Nebeneinander und ihr Miteinander in der Erfüllung einer gesamtdeutschen Sendung.

(1) Eine allerdings etwas äußerliche Zusammenstellung für die ältere Zeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gibt die Arbeit von U. Jentsch, Heinrich der Löwe im Urteil der deutschen Geschichtsschreibung von seinen Zeitgenossen bis zur Auflöserung (Jena 1939). – (2) Grenzboten, 1849, Bd. I, 161 ff. – (3) Diese Streitschriften Sybels und Fickers sind jetzt neu herausgegeben von Fr. Schnelzer unter dem Titel „Universtaats oder Nationalstaats“, Innsbruck 1941. – (4) Hier sind die allerdings in manchen Punkten recht angreifbaren Arbeiten von H. Hildebrand, Studien zur Monarchie Heinrichs des Löwen (1931) und Der sächsische „Staat“ Heinrichs des Löwen (1937) zu nennen. – (5) Die Urkunden Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen und Bayern, bearbeitet von K. Jordan (Mon. Germ. hist. Deutsche Kaiserurkunden und Dynastienurkunden, Bd. I, Stück 1, 2. Teil), Leipzig 1941. – (6) K. Jordan, Die Bistumsgründungen Heinrichs des Löwen, Untersuchungen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation (Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. 3), Leipzig 1939 und derselbe, Heinrich der Löwe und die ostdeutsche Kolonisation, Deutsches Archiv f. Landes- und Volksforschung 2 (1938), 784 ff. – (7) Vgl. J. Adrig, Heinrich der Löwe und die Gründung Lübecks, Deutsches Archiv f. Geschichte des Mittelalters 1 (1937), 208 ff. und derselbe, Reichssymbolik auf Gotland (1940). – (8) Eine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse bei H. Meißner, Gestalt, Ahnenerbe und Bildnis Heinrich des Löwen, Zeitschrift des Vereins f. Lüb. Geschichte 28 (1936), 203 ff. – (9) H. M. Elster, Heinrich der Löwe. Eine politische Tragödie in Deutschland, 1940.

Klaus Günther: Vorchristlich-germanisches Kulturerbe in den deutschen Hohlpfennigen des Mittelalters.

Nachdem die ganz vom klassisch-Mediterranen, vereinzelt auch vom Osten beeinflusste karolingische Kunst in den dunklen Zeiten des Übergangs vom 9. ins 10. Jahrhundert zugrunde gegangen war, setzte im Hochmittelalter als neuer Beginn die sogenannte romanische Kunst unter entscheidender Beteiligung des nordischen Geistes ein. Wie sehr auch die romanische Kunst von den im Süden entwickelten Formenmitteln abhängig sein mag, ihre Absichten und Ergebnisse sind wenigstens in Deutschland, aber auch weit darüber hinaus, sinnfällig vom geistigen Erbe der nordischen Rasse bestimmt; diese Tatsache ist seit langem fast Allgemein- gut der kunstgeschichtlichen Betrachtung (1). Insofern diese nordische Foklung des romanischen Kunstwillens im schwer wägbaren, in Ausdruck und Haltung – diese Worte seien hier erlaubt – seiner Erzeugnisse beruht, hat sie ihre Fortsetzung und Steigerung in der die Romanik ab- lösenden, als „gotisch“ bezeichneten Kunst gefunden (2). Jedoch ist nordisches Empfinden, so lebhaften Ausdruck es auch in der Gotik fand, zu deren Zeit mit dem Christentum in wechsel- seitiger Durchdringung und Versöhnung zu wirklicher Einheit verschmolzen. Ihr und der früheren karolingischen Kunst gegenüber, und über beide hinaus, ist die des Hochmittelalters, die so unglücklich als die „romanische“ zu benennen man sich gewöhnt hat, ausgezeichnet durch nicht wenige Ausprägungen nordischen Kulturerbes, die fast ungebrochen, und fast unberührt von der kirchlichen Kunstströmung der Zeit, unmittelbar aus der vorchristlich-germanischen Vergangenheit übernommen zu sein scheinen.

Solche Züge vorchristlich-germanischen Kulturerbes lassen sich, außer in der Kunst, auch in der politischen, der Rechts- und Kulturgeschichte des Deutschen Reiches im Hochmittelalter nachweisen (3). Der Weg ihrer Überlieferung in diese Zeit ist nicht immer leicht zu ergründen; sie mögen mit den Wikingereinfällen des 9. und 10. Jahrhunderts verbreitet worden (4), aber auch aus dem seit alters bodenständigen germanischen Volkstum wieder heraufgeklungen sein. Die deutsche Führung im Abendlande, die durch den Investiturstreit (5) und den Gegensatz zum Papsttum im 11., 12. und 13. Jahrhundert hervorgebrachten germanischen Grundvor- stellungen im König- und Kaiserideal des Mittelalters, die von der Erscheinung der Staufer so ausdrucksvoll begünstigt wurden, mögen vorchristlich-germanisches Kulturerbe im Bilde des deutschen Hochmittelalters, zumal im 12. Jahrhundert, belebt haben. Allgermanische Züge in dem Sinne, wie sie dieser Zeit eigen gewesen oder nach langer Verschüttung von neuem eigen geworden waren, verschwanden wieder oder wurden wesenlos mit dem Untergange der Staufer. Und wir werden auch dies als Zeugnis dafür werten, daß erst mit dem Zusammenbruch des Reiches der Staufer das „Ende der Germanenzeit“ gekommen war (6). Das letzte Offenbar- werden vorchristlich-germanischen Kulturerbes an der Oberfläche künstlerischer und sonstiger Lebensäußerungen des Hochmittelalters, vor seiner folgenden, freilich an neuen fruchtbaren Spannungen reichen Verschmelzung in den einheitlich christlichen Gesamtbau der mittelalter- lichen Welt des Abendlandes, beweist ebenso wie „das Ausblühen des Kaisermuthos am letzten Staufenkaiser“, daß mit dem Zusammenbruch des Reiches der Staufer „nicht bloß eine Machtposition, sondern auch die im germanischen Königtum noch bis dahin stehende Welt- anschauungsmacht verlorengegangen ist“ (7).

In diesen bedeutsamen Rahmen altgermanischer Kulturerbtümer, die im Hochmittelalter wieder an die Oberfläche gelangten, möchten wir eine für Deutschland im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert ungemein charakteristische Erscheinung stellen, nach deren Ursachen bisher ohne befriedigendes Ergebnis geforscht worden ist. Wir meinen die Hohlpfennige oder Brakte- aten der mittelalterlichen deutschen Münzprägung, große, 25 bis 45 mm im Durchmesser haltende, dünne und oft papierdünne Silberpfennige, die nur einseitig geprägt waren und eben wegen ihrer Dünne das Prägebild der Vorderseite auch auf der Rückseite durchgeschlagen und vertieft zeigen (8).

In Deutschland kannte man bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts nur eine Münzsorte, die silbernen Pfennige; das Münzrecht wurde im Hochmittelalter mit oder gar ohne kaiserliche Verleihung bereits von einer ständig steigenden Zahl selbst kleiner und kleinster Territorial- herren und Städte ausgeübt. Die Prägetechnik der normal zweiseitig geprägten und zwei- bildrigen Pfennige war über die germanischen Völkerwanderungsreiche von den Römern übernommen. Auf Einzelheiten der Münzbilder selbst hatte der Münzherr im Hochmittelalter kaum einen Einfluß; sie folgen in ihrer Gestaltung nur in großen Zügen der großen Kunst ihrer Zeit, und stehen kaum je mit deren, noch mit den politischen oder geschichtlichen Auf- und Abwärtsbewegungen in deutlichem Zusammenhang.

Zu Beginn des 12. Jahrhunderts zeigten die deutschen Pfennige an vielen Prägestätten die schnell zunehmende Neigung, größer und entsprechend dünner zu werden. Die meist uner- freulichen, heute als „Halbbrakteaten“ oder „Vorhohlpfennige“ bezeichneten Ergebnisse dieser Entwicklung, bei der die beiderseitigen Prägungen, der Dünne der Münzen wegen, einander beeinträchtigten oder zerstörten, wurden bald wieder, an manchen Orten durch Rückkehr zur früheren Dickpfennigprägung, an anderen durch die eigentlichen Hohlpfennige, die Brakteaten, abgelöst.

Diese Hohlpfennige traten vielerorts auch unvermittelt kurz vor der Mitte des 12. Jahr- hunderts plötzlich und fast gleichzeitig allenthalben in dem von den slawischen Ländern, von Ost- und Nordsee, von der Weser und vom Main begrenzten, mit schmalen Ausläufern über Fulda nach Frankfurt reichenden deutschen Raum auf, getrennt davon auch in Schwaben; und sie erreichen ganz kurze Zeit später, um 1250, bereits den Höhepunkt ihrer Entwicklung in Münzumfange und Kunsthöhe ihrer Prägebilder. Durch Fülle, bewegte Mannigfaltigkeit und großartige künstlerische Vollendung sind die Münzbilder der Hohlpfennige aus der Zeit zwischen 1140 und 1190 die weitaus schönsten, die das deutsche Mittelalter bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts hin kennt. Pracht, in der ganzen Münzgeschichte einzigartige Form und Verbreitung machen die Hohlpfennige zu einer glanzvollen und ungemein auffälligen, wesent- lich deutschen Erscheinung im Hochmittelalter.

Die Frage nach den Ursachen der plötzlich auftretenden prächtigen Hohlpfennigreihe, nach der Herkunft ihrer besonderen, der Münzgeschichte vorher ganz fremden Form hat bis heute die Münzkundigen beschäftigt. Schon zu Ende des 18. Jahrhunderts waren unter Ablehnung älterer materieller Erklärungsversuche die Hohlpfennige in uns naheliegender Weise als „merkwürdige Erscheinung des aufwachenden deutschen Geistes“ gedeutet worden (9). Später- hin aber verblieb man doch wieder bei anderen, meist auf präge- oder währungstechnische Er- wägungen gestützten Erklärungen. Sie alle halten nicht stand, ihre Unzulänglichkeit läßt sich erweisen und ist schon deshalb augenfällig, weil die vermeintlichen Ursachen in Süddeutsch- land, am Rhein und in Frankreich, wo sie z. T. noch mehr Gewicht hatten, dennoch nirgend Brakteaten entstehen ließen. Diese treten im übrigen mit wunderschönen Beispielen schon vor der Zeit Friedrich Barbarossas auf, so daß auch der von ihm herbeigeführte innen- und außen- politische Aufschwung die Hohlpfennigprägung nicht ausgelöst haben kann.

Gegenüber alledem haben wir zu bedenken, daß mit der Brakteatenform in die Münzprägung ganz neue, ihr vorher fremde Absichten einbrangen. Daß sie den in der Jahrhundertelangen Tradition der zweiseitigen Münzprägung beruhenden starken Widerstand wenigstens stellen- weise überwinden konnten, beweist die Gewalt jener geistigen Kräfte, die die Brakteatenform herausfrugen; und diese Gewalt beweist uns auch das plötzliche, in weiten Gebieten fast gleich- zeitige Auftreten der Hohlpfennige und ihr jäher Aufstieg zum Höhepunkt ihrer künstlerischen und formalen Entwicklung. Unter diesem Gesichtswinkel findet sich aus der Erscheinung der Hohlpfennige auch die Erklärung für die sonst unerklärlichen, ihnen hier und da vorausgehen- den Halbbrakteaten: sie sind das Ergebnis des Gleichgewichts zwischen dem Widerstand der zweiseitigen Prägetradition und den neu in die Münztechnik dringenden, auf den Braktea- ten zielenden Kräften (10); siegte die Tradition, kehrte die Prägung zu den alten zweiseitigen Dickpfennigen zurück, siegte das Neue, entstand sein Ziel, der Brakteat.

Zur Begründung der Herkunft jener geistigen Strömung, in der wir so die eigentliche Ursache

der deutschen Hohlpfennigprägung im 12. Jahrhundert erkennen müssen, verfolgen wir die Geschichte der Brakteatenform selbst. Vereinzelt treffen wir goldene, brakteatenähnliche Erzeugnisse bereits im Altertum bei Griechen und Römern. Sie erklären sich aus ihrer Zweckbestimmung als Grabbeigaben, in Nachahmung zu kostspieliger wirklicher Goldmünzen, die den Toten mitzugeben gewesen wären. Dies, ihre Spärlichkeit und zeitliche Entlegenheit lassen sie mit den mittelalterlichen deutschen Brakteaten in keinen Zusammenhang bringen. Danach aber finden wir eine sehr lebhaft, für ihre Zeit und Verfertiger sehr kennzeichnende Brakteatenerzeugung bei den Germanen unabhängig voneinander gleich in drei verschiedenen Gebieten: im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. bei den Südwestgermanen im heutigen Schwaben und Alemannenland, im 6. Jahrhundert bei den Nordgermanen Dänemarks, Südschwedens



Abbildung 1. Nordischer Goldbrakteat des 6. Jahrhunderts n. Chr. Breite Zierränder umgeben die Darstellung, neben dieser Symbolzeichen: S, A, und O.

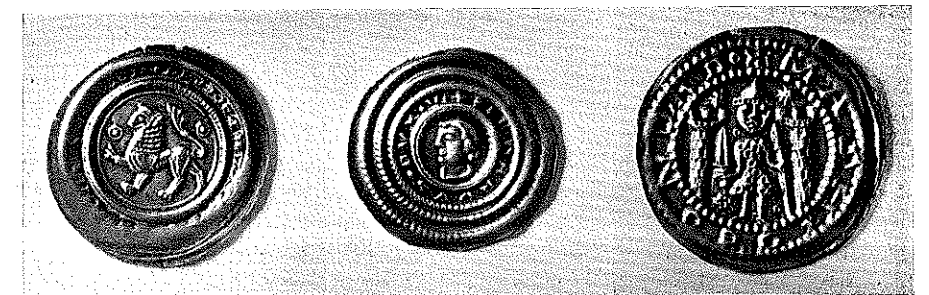


Abbildung 2 (links). Brakteat Heinrichs des Rünen (nach 1150). Darstellung eines Rünen, eingefasst von breitem Zierrand und Symbolzeichen S. — Abbildung 3 (mitte). Brakteat Herzog Bernhards von Sachsen-Bittenberg (um 1170). Kopfbild des Herzogs in breitem Zierrand. — Abbildung 4 (rechts). Brakteat Konrads d. Großen von Meissen (um 1150). Neben dem Bilde des Markgrafen Symbolzeichen: S, A, und O.

und Südnorwegens, und schließlich etwas später bei den Langobarden. In allen diesen Fällen waren freilich die Brakteaten keine Münzen, aber auch nicht in erster Linie Grabbeigaben: sie verschwinden fast überall wieder spätestens mit dem 8. Jahrhundert.

Könnte diese von mehreren räumlich so weit getrennten Germanenstämmen in bedeutendem Umfang betriebene Brakteatenerzeugung schon an eine gemeinsame und nach langer Verschüttung im 12. Jahrhundert wieder belebte, eigentlich germanische Vorliebe für die Brakteatenform denken lassen, wird doch ein solcher Schluß durch die an den frühen südwestgermanischen und langobardischen Brakteaten sonst zu beobachtenden Einzelheiten nicht gestützt, vielleicht sogar zweifelhaft. Eher könnten die langobardischen Schmuckbrakteaten auf die ganz vereinzelt und kurzlebige Münzprägung Oberitaliens in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts nachgewirkt haben.

Ganz anders liegen die Dinge für die stets goldenen, nordgermanischen Brakteaten des 6. Jahrhunderts: Zwar sind auch ihre ursprünglichen Vorbilder, wie die der frühen südwestgermanischen Brakteaten, römische Münzen, ihre Stilmittel vielfach aus dem Südosten übernommen; aber Mengen, oft beträchtliche Größe und Pracht reihen ihre Gesamterscheinung unter die glänzendsten und bedeutendsten Zeugnisse vorchristlich-nordischer Kultur des frühen Mittelalters und zeugen von ihrer großen Beliebtheit im germanischen Norden. Ihre zahlreichen Runeninschriften mit magischen Abwehr- und Heilsformeln, die auf ihnen so häufig wiederkehrenden Sinnbilder des Hakenkreuzes und kleiner Ringe mit einem Punkt in der Mitte beweisen die kultische Verwurzelung ihrer Beliebtheit. War aber die für die Nordgermanen so kennzeichnende Brakteatenform kultisch gebunden, dann rückt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß sie sich erhalten und später wieder hervortreten konnte: Kultverwurzelte Formen von einst zentraler Bedeutung erhalten sich auch sonst lange im geistigen Erbstrom, um gelegentlich und immer wieder herausgestellt zu werden.

Entscheidend aber für unseren Schluß, daß die Brakteatenform in der deutschen Münzprägung des Mittelalters ein vorchristlich-germanisches Kulturerbe darstelle, müßte es sein, wenn über die Brakteatenform hinaus zwischen den nordgermanischen Goldbrakteaten des 6. Jahrhunderts und den deutschen Münzbrakteaten des 12. Jahrhunderts Gemeinsamkeiten sich finden sollten. Solche Gemeinsamkeiten bestehen durchaus, und zwar einmal in gewissen weiteren formalen Einzelheiten, wie der ornamentalen Aufteilung der Fläche, den breiten Zierrändern um die eigentliche Darstellung des Münzbildes (11), dann aber gerade in dem, was die kultische Bedeutung der Goldbrakteaten im 6. Jahrhundert neben deren Runeninschriften betont, nämlich in mehr oder weniger abgekürzten Futhark- oder — im Mittelalter — Alphabetreihen von wenigstens ursprünglich „magischer“ Bedeutung, besonders aber in den

altnordischen Sinnbildern des Hakenkreuzes und der kleinen Ringe mit oder ohne Punkt inmitten. All das taucht auf nicht ganz wenigen Hohlspennigen des 12. Jahrhunderts wieder auf. Diese Besonderheiten zeichnen in der gesamten mittelalterlichen Münzprägung allein die deutschen Hohlspennige aus, auf denen sie, wenn man sie für sich allein betrachtet, unerklärlich und unerklärt sind. Im übrigen fügen sich freilich die deutschen Münzbrakteaten des 12. Jahrhunderts nach dem Bildvorrat und der Stilgebung ihrer Prägedarstellungen völlig dem Geiste ihrer Zeit ein, und weder ihre Form noch die genannten alten Sinnbilder auf manchen von ihnen können damals als Rückgriff auf vorchristlich-nordgermanische Überlieferung empfunden oder gar beabsichtigt gewesen sein. Aber nach dem, was wir über ihre Ableitungsmöglichkeit vorausschickten und über ihre auffälligen Gemeinsamkeiten mit den frühmittelalterlichen nordischen Goldbrakteaten feststellen konnten, müssen die deutschen Hohlspennige des 12. Jahrhunderts als besonders denkwürdiges altgermanisches Kulturerbe gewertet werden. Zwar ist es vornehmlich formal, nicht seinem vollen Inhalt nach übernommen; aber wir werden die Treue bewundern, mit der hier altes Kulturgut in einmaligem Zusammenhang bestimmter Sinnbilder mit der sehr besonderen Form der Brakteaten vererbt wurde.

Da echte Zwischenglieder zwischen den nordischen Goldbrakteaten des 6. und den deutschen Hohlspennigen des 12. Jahrhunderts nicht nachweisbar sind, ist der Erbgang durch die Jahrhunderte schwer zu verfolgen. Die ja kultisch – daher ihr Beharrungsvermögen – verwurzelte Brakteatenform mag von den germanischen Feinschmieden, Angehörigen eines bei den Germanen wie in aller Welt besonders kultisch gebundenen und magisch bestimmten Handwerks, treu bewahrt und vererbt worden sein. Mit der mächtigen und sprunghaften Ausweitung und Vermehrung der deutschen Münzprägung im 12. Jahrhundert aber müssen für sie zweifellos Feinschmiede herangezogen worden sein, die nicht mehr alle in den Zünften der eigentlichen Münzer und in der bis dahin gewohnten Prägetradition ausgebildet sein konnten; mit solchen „berufsfremden“ Handwerkern müssen die neuen, den früheren Münzern fremden Absichten, mit ihnen muß die Brakteatentechnik an die Münzprägung gelangt sein, um hier nach langer Verschüttung ein großartiges Betätigungsfeld und sofort mächtigste Entfaltung zu erfahren. Der tiefe soziale Umbruch um die Mitte des 12. Jahrhunderts (12) hat sicher dabei seine hier nicht näher zu erörternde Bedeutung gehabt.

Daß die mittelalterliche deutsche Brakteatenprägung von geistigen Strömen getragen, nicht von technischen Begebenheiten oder äußerem Anstoß ausgelöst wurde, lehrt auch ein Blick auf ihr weiteres Schicksal: Schon mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts verfällt überall die Kunst ihrer Darstellungen, die zu ihrer Erzeugung vorher aufgewendete Sorgfalt. Bald sinken die Brakteaten, obwohl noch weiterhin in bedeutenden Mengen ausgebracht, mit ihren fast ohne Übergang verrohten Prägebildern schnell zu den trostlosesten Erzeugnissen der mittelalterlichen deutschen Münzprägung herab, und dies in einer Zeit, die das Ausblühen der Gotik, die Blüte des Minnegesanges zeitigte. Nur eine ausgebrannte Schlappe ihrer anfänglichen Erscheinung sind schon von 1230 ab die Hohlspennige fast allgemein, ohne daß bereits zu dieser Zeit Umfang und Menge ihrer Ausprägung etwa abnähme: die Kräfte der geistigen Strömung, die die Brakteaten im 12. Jahrhundert heraus geführt hatte, waren erloschen, und diese hatten ihre Eigenschaft als Träger und Auswirkung jener Strömungen verloren.

Daß die sehr unscheinbaren und durchweg sehr kleinen Hohlspennige in den nordischen Ländern, wo sie kurz nach den deutschen auftreten, mit diesen fast nichts gemein haben, läßt sich einleuchtend erklären, doch soll darauf hier nicht eingegangen werden. Die der Menge nach oft beträchtliche, in den Ergebnissen aber fast stets besonders klägliche und vergebene Anwendung der Brakteatentechnik in nicht deutschen Ländern (Polen, Böhmen, Ungarn) unter Einfluß der deutschen Münzprägung, zeigt, wie wesenfremd diesen Völkern die so eigentlich deutsche und germanische Form der Hohlspennige bleiben mußte.

(1) Vgl. z. B. B. Lübeck, Die Kunst des Mittelalters, 1923, S. 212 ff. – (2) So, sehr entschieden, z. B. B. Kummer, Germanisches Erbe im Mittelalter, „Der Schulungsbrief“, II, 1935, S. 382. – (3) Vgl. H. Diener, Geschichtsbild und Rechtsgeschichte, „Jugend und Recht“, 1937, S. 277 ff.; ders., Germanische Wesenszüge des mittelalterlichen Verfassungsrechts, a. a. O., 1939, S. 34 ff.; ders., Reichsproblem und Hegemonie, „Deutsches

Recht“ (A), 1939, S. 561 ff., besonders S. 563, und die dort zitierte Literatur. – (4) P. Paulsen, Ein Beitrag zum Verstand der „romanischen“ Kunst, „Germanien“, 1940, S. 59 ff. (S. 62). – (5) E. Kallen, Der Investiturstreit als Kampf zwischen germanischem und romanischem Denken, 1937. – (6) B. Kummer, a. a. O. S. 376. – (7) E. Kriedte, Germanentum und Christentum, „Volk im Werden“, 1939, S. 148 ff. (S. 151). – (8) Vgl. hierzu und zu allem folgenden K. Günther, Untersuchungen über die Herkunft der Brakteatenform in der deutschen Münzprägung des Mittelalters, „Deutsche Münzblätter“, 1940, S. 157 ff., 1941, S. 197 ff. – (9) J. Mader, Versuch über die Brakteaten, N. Abh. Kgl. Böhm. Ges. d. Wissensch. (Dipl. Hist. Litt.), III, 1798, S. 47. – (10) Daß wirklich die Absicht auf die Brakteatenform, nicht die Technik oder deren Bedürfnisse das zuerst gegebene für das Auftreten der Brakteaten ist, beweisen in überraschender Weise einige Hohlspennige am Beginn der Brakteatenprägung, die ersichtlicherweise mit einem erhabenen geschnittenen (Positiv-) Stempel geprägt sind (Halberstadt, Nordhausen). Solche Stempel sind fast einzigartig in der gesamten Münzgeschichte, ihre Herstellung in jenen Zeiten der handgeschnittenen Prägestempel muß überaus schwierig gewesen sein; sie zeigen, daß die Stempelschneider in erster Linie die Brakteatenform, selbst mit außergewöhnlichen Mitteln, zu erreichen bestrebt waren. Ihre einzige Parallele im Mittelalter haben jene Positivstempel deutscher Hohlspennige um 1150 höchstens in einer ganz isolierten Reihe seltener nordischer Goldbrakteaten schon des 10. Jahrhunderts von Haisbadu, die anscheinend mit Positivstempeln, obwohl zweifelhafte, geprägt worden sind. Im übrigen arbeitete die deutsche Hohlspennigprägung, wie natürlich die gesamte zweifelhafte Münzprägung, mit versenkten geschnittenen (Negativ-) Stempeln. – (11) Mit beratigen, denen der späteren nordgermanischen Goldbrakteaten ganz ähnlichen breiten Zierbändern hatten schon im 4. Jahrhundert n. Zm. Ostgermanen die großen römischen sogenannten Goldmedallions für ihren Gebrauch in sehr bezeichnender Weise besonders eingefügt. – (12) K. Hampe, Das Hochmittelalter, 1932, S. 169 ff.

Siegfried Lehmann: Stammutter der Leute von Arvor über nordisches Urvätererbe in der Bretagne

Während der Freizeit und oft mitten im Frontdienst hat die Bretagne uns die Schönheit ihrer meeresumrauchten Landschaften und den Stolz ihres artbewußten Bauerntums vor Augen geführt. Wenn sich diese kurzen, volkstümlichen Betrachtungen wie ein Loblied auf Land und Volk anhören, so geschieht das, um den Kameraden, die draußen auf der Wacht für die Heimat stehen, Erlebnisse wachzuhalten, in denen wir gemeinsames Urvätererbe tief und klar gespürt haben.

Wie überall in der deutschen Heimat nach den Freiheitskriegen von 1813 ererbtes Volksgut wieder lebendig geworden ist, so ist eine ähnliche Rückbesinnung auf das Volkserbe auch über das damalige Frankreich dahingegangen. Vor allen anderen Landschaften hat die Bretagne ein Bauerntum bewahrt, dessen Boden für eine Erneuerung aus dem innersten, eigensten Wesen wohl vorbereitet gewesen war. Ein geradezu einzigartiges, ungemein augenfälliges Beispiel stellt diese Tatsache unter Beweis: Es ist die „Bigoudenenn“ genannte Tracht im äußersten Westen der Bretagne bei Quimper, jenem alten Land Arvor. Die Männer, Frauen und Kinder tragen noch heute voll sichtbaren Stolz die knapp vor hundert Jahren neu gestaltete Tracht zur Hochzeit, an Sonn- und Feiertagen, besonders aber zur berühmten Wallfahrt der Bretonen nach Locronan nördlich Quimper. Es ist bezeichnend für die Haltung dieser Bauernschaften, daß sie ihre Tracht während des Krieges als Zeichen der Volkstrauer für die vielen gefallenen Söhne nur schlicht und einfach tragen.

Um die Zeit zwischen 1820 und 1840 ist die besondere Art dieser Trachtenstickerei ganz urplötzlich und unvermittelt entstanden. In ihrer bewußten Ablehnung aller städtischen und höfischen Modeinflüsse hat sie einen derartigen Beifall und eine so allgemeine Zustimmung im bretonischen Bauerntum gefunden, daß wohl nur tiefere Gründe für die künstlerische Erneuerung („renovation artistique moderne“) in Frage kommen können. In seinem Buche „Les Costumes Bretons“ sucht der Trachtenforscher D. E. Aubert (1) diese Gründe mit Recht in einer beständigen Neigung der Bretonen zu nationalen Dingen („persistance d'affection pour les choses

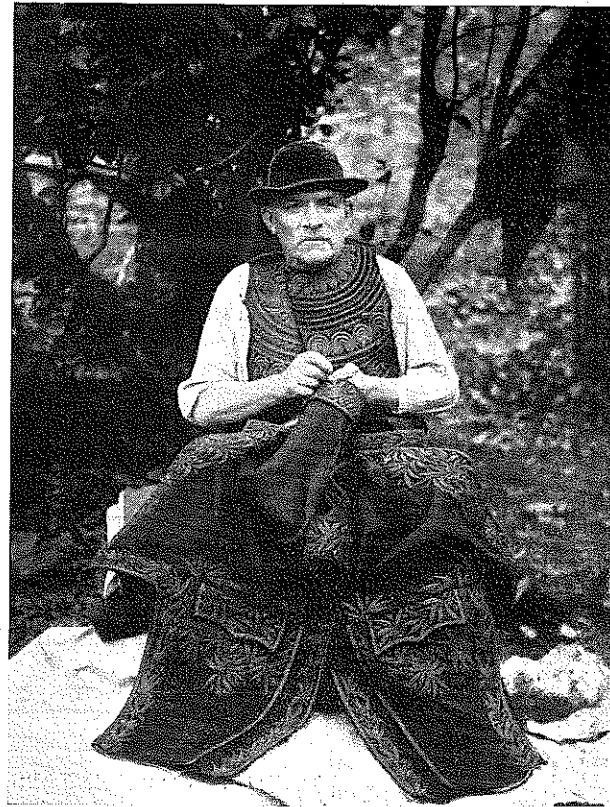


Abbildung 1. Trachtenbilder aus der Umgebung von Quimper mit den beiden bezeichnenden Stickmustern: außen die bretonischen Blumenmuster, innen die strengen Sinnbildmuster. Aufn. Poullot-Channo in Pont-l'Abbé. Zeit um 1900.

nationales“) und betont, daß arm und reich je nach Vermögen alsbald ihre Anhängererschaft zur neuen Mode versichert und dieser die „Weihe der Volkstümlichkeit“ gegeben hätten. Diese Tatsache setzt um so mehr in Erstaunen, als die Entstehung der neuen Trachtenstickerei mit großer Wahrscheinlichkeit das Werk eines einzigen Trachtenschneiders, namens Jacob, in Quimper ist. Ihm schreibt man zu, er habe die „Motive keltischen Gelfestes Ursprunges“ an die Stelle der Blumen und Schnörkel des höfischen 18. Jahrhunderts setzen wollen. Aus dieser Haltung heraus habe er seine Musterzeichner aufs Land geschickt, damit sie den heimischen „Einspar auf der Heide, den Blüthenfleck der Wallhecken und die Margeriten auf den Wiesen“ zu Stickmustern herrichteten. Bei ihrer Suche nach Stickvorlagen seien sie auch auf die „seltsam geschmückten“ Kapitale der aus dem 11. bis 12. Jahrhundert stammenden Kirche von Loc Tudy, das südlich von Quimper an der Atlantikküste liegt, gestoßen. Diese Säulenköpfe haben so vollständig den ganz auf das Heimatliche gerichteten Wünschen der Musterzeichner entsprochen, daß das „sie Sehen, Verstehen und Wagen“ ein und dasselbe gewesen sei. (D. L. Aubert.)



Abbildung 2. Reichgeschmückte Braut aus der Umgegend von Pont-l'Abbé. Um 1935-38. Die alten Sinnbildmuster beginnen allmählich ins Aппige und unverständliche Ornamentale abzugleiten, vor allem durch die Mitverwendung von hellen Perlen. Aufn. Pouillot-Channo in Pont-l'Abbé.

Tatsächlich haben die Musterzeichner ihren Volksgenossen mit der Einführung dieser „seltsamen“ Muster ein Geschenk von besonderer Eigenart gemacht. Fortan werden solche Muster statt der Einsparblüten und Margeriten bevorzugt angewandt. Es sind streng linienhafte Zeichen, Spiralen, Doppelspiralen, gleichmäßig gestellte Kreise und Halbkreise, durch schlichte Schrägstriche geformte Bäumchen und Kränze strahlenförmiger Sonnen. Je länger, desto mehr entwickelt sich aus den einfachen Anfängen eine Formenfülle und ein Reichtum, die erst heute, nach mehr als vier Menschenaltern seit der Entstehung, allmählich ins Schnörkelhafte, Ornamentale abzugleiten beginnen. Die Volkstümlichkeit dieser „Neuen“ Stickmuster wird so stark empfunden, daß die Trachtensticker, wie D. L. Aubert (2) schreibt, versichern: „Die Trachtenstickerei erlernt man nicht. Man kann sie nur dann seiner inneren Vorstellung gemäß ausführen, wenn man dafür geboren ist!“ In dieser höchst bedeutungsvollen Aussage liegt inbegriffen, daß es für die „Volkstümlichkeit“ nicht unbedingt dieses eigenartigen Umweges über den Säulenschmuck von Loc Tudy, wohl nur des leisen Anstoßes durch diese „akademisch-stil-künstlerischen“ Formen bedurft haben mag, um den von den Musterzeichnern entworfenen

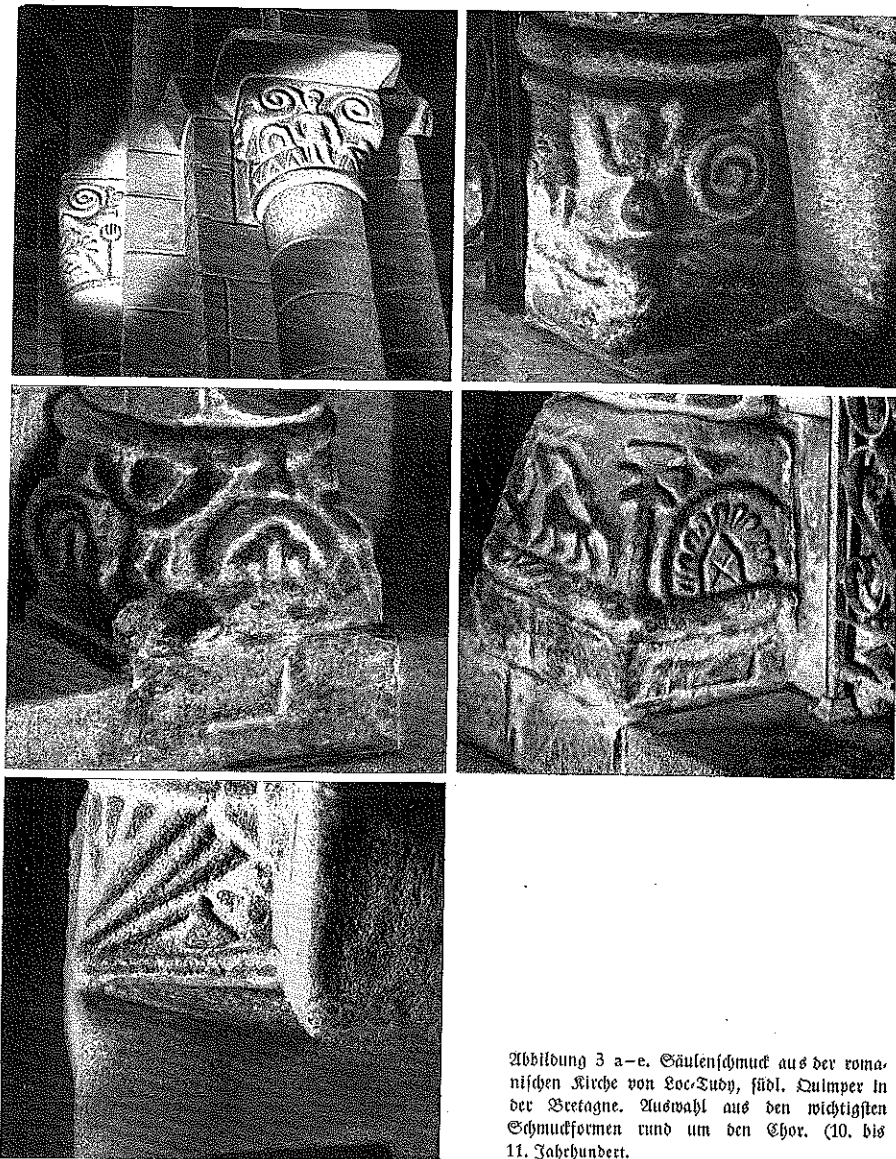


Abbildung 3 a-e. Säulenschmuck aus der romanischen Kirche von Loc Tudry, südl. Dalmatien in der Bretagne. Auswahl aus den wichtigsten Schmuckformen rund um den Chor. (10. bis 11. Jahrhundert.)

Stickvorlagen innerhalb des Bauerntums zu einer größeren Verbreitung zu verhelfen. Was mit dieser „inneren, angeborenen Vorstellung“ gemeint ist, die hier auf dem Gebiet der Trachtenstickerei zu einer unvermittelten Blüte geführt hat, das wird verständlich durch einen kurzen Blick auf die übrigen Betätigungsfelder der Volkskunst, deren Vorhandensein noch heute bis in die ärmsten Landschaftsteile der inneren Bretagne außer Frage steht: Wer durch die sinnbildgeschmückte Haustür eintritt, gewahrt sogleich im auffallenden Licht die schöne Standuhr und das prächtige Wandbett, beide reich geschnitten und oftmals mit hellglänzenden Mustern aus Messingstiften ausgeziert. Was an sonstigem Hausrat und Gerät von der bäuerlichen Schmuckfreude ausgestaltet worden ist, das zeigt in einem guten Überblick die Sammlung im

Schloß von St. Malo (3); diese Sammlung beweist vor allem, daß Stickerei und alle übrigen Teile der Volkskunst aus einem Geiste, aus einer Vorstellung heraus geschaffen sind und einander in edlem Wettstreit zu überbieten versuchen.

Die Farbgebung der Stickerei ist über das rein Äußerliche hinaus bemerkenswert; sie zeichnet sich aus durch den weichen Seidenglanz der goldbraunen, mit wenig Rot und Gelb untermischten Farben. Für den Bretonen mag darin vielleicht nichts Besonderes liegen, wohl aber kommt uns beim Anblick dieser prächtigen Stickerei sofort die Erinnerung an den goldglänzenden Schimmer bronzzeitlichen Gewand Schmuckes auf, der eben die gleichen Stellen des Kleides verschönern mußte! Nicht allein die Schmuckformen als solche, sondern, nun den ersten Eindruck unterstützend, scheinen auch die Farben der Bronzezeit wiederauferstanden zu sein. Die Doppelspiralen der Gewandnadeln, die auf Platten und Schalen der Bronzezeit erscheinenden dreifachen Kreise und Halbkreise, die Bäumchen und Sternmuster, sie alle sind mit Hilfe der Sticknadel auf die Tracht gestickt. Was ehemals mit unbeirrbarer Genauigkeit in die Metallfläche geritzt worden ist, schmückt nun mit der gleichen Sauberkeit gearbeitet als Stickerei das Kleid von Männern, Frauen und Kindern. Sollte sich auch hierin nicht die uralte Art künstlerischen Schaffens eines Bauernvolkes erhalten haben?

Zu erklären bliebe nur der recht eigenartige Befund, daß in dieser Trachtenstickerei im äußersten Westen der Bretagne gerade die ältesten, abstrakt-linienhaften Muster gleichsam in Reinkultur plötzlich wiedererscheinen. Zur Beantwortung dieser Frage hilft tatsächlich der Säulenschmuck von Loc Tudry in seiner Bedeutung als vermutlicher Anreger zu dieser Stickerei weiter. Unter den Steinmetzarbeiten dieser frühromanischen Zeit gibt es eine Reihe von Darstellungen, die nicht mehr unter den jüngsten Schmuckformen der bretonischen Volkskunst zu finden sind. Jene vervollständigen aber den jüngeren Bestand außerordentlich und in ganz eindeutiger Richtung. Bemerkenswert sind in der Kirche von Loc Tudry die verschiedenen Sonnensinnbilder, die nicht nur in Kreisen, Halbkreisen und Spiralen zahlenmäßig erschöpft sind. Darunter ist zum Beispiel auch die „Sonne auf der Stange“, die in unseren Faschnachtsbräuchen der oftmals lodernbrennenden Sonne entspricht, die auf einem hohen Stiel im Umzuge herumgetragen wird. Als kirchlich eingespannter Brauch hat sich in der Bretagne etwas Verwandtes in der Wallfahrt „Pardon du Feu“ erhalten, die in St. Jean du Doigt gerade in der Nacht zum 24. Juni, dem Tag Johannes des Täufers, stattfindet. Dabei trägt jeder Teilnehmer eine brennende Kerze während des mitternächtlichen Prozessionsganges über die Felder. Ferner sind auf den Säulenkaptälen und -basen mehrfach wechselnde Formen des „Menschen mit den segnenden Armen“ dargestellt, einmal aufrecht stehend mit erhobenen Armen, dann gegenüber im Chorumgang auch kopfstehend. Es fehlt unter den Sinnbildern von Loc Tudry weder die Kante, noch der Lebensbaum, weder das Dreiblatt, noch die Knoten in verschiedensten Formen. Daß sogar das Beil, jener uralte und wichtigste Kultur- und Kultgegenstand der Indogermanen (4), auf einem Säulensfuß im nördlichen Chorumgang dargestellt ist, macht den ersten Eindruck zur Gewissheit, daß nämlich in der Kirche, die als die schönste romanische der Bretagne gerühmt wird, das arische Urvätererbe zu prächtigsten Formen gestaltet worden ist. Beim Bau dieser Kirche vor 800 Jahren muß dem bretonischen Volke aber das an den Säulen Dargestellte durchaus noch vertraut, wenn nicht sogar heilig gewesen sein. Wie hätten es sonst die frühromanischen Steinmetzen vor Priester und Christen, voll wagen dürfen, solche Darstellungen an geweihter Stätte anzubringen! Damit ist zugleich ausgesprochen, daß diese Art von Darstellungen tief im bäuerlichen Volksglauben verwurzelt haben. Wenn nun aber vor 100 Jahren diese „Sinnbilder“ in der Kirche von Loc Tudry tatsächlich die Anregung zu den neuartigen Stickmustern gewesen sein sollen, wie ja die Überlieferung lautet, so muß dieses schon vor 800 Jahren bezugte Wissen um das alte Formengut sogar noch bis in unsere Zeit hinein bewahrt worden sein. Dies nachzuweisen, bedarf es kaum großer Mühe. Die lebendigen Sitten und Gebräuche sprechen eine deutliche Sprache von der ungebrochenen Überlieferungskraft und Überlieferungstreue des bretonischen Volksstammes. Die steinernen Zeugnisse der indogermanischen Vorfahren sind wie Angelpunkte, um die sich die Sitten und Gebräuche der Bauern- und Fischerbevölkerung drehen.



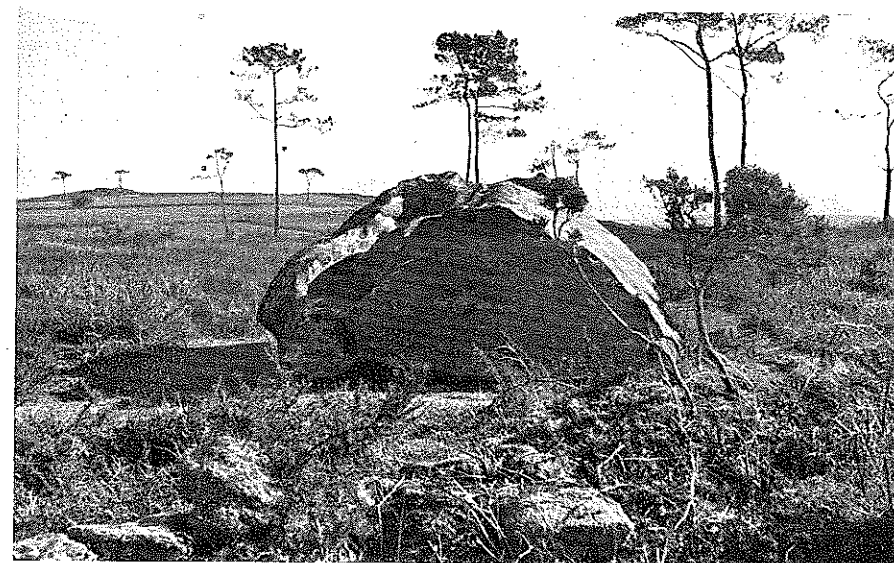
Abbildung 4 (oben). Menhir bei einem mittelbretonischen Weiler nördlich Huelgoat. Abbildung 5 (rechts nebenstehend). „Die weiße Stute“ („La Jument Blanche“) von Nordwesten aus gesehen, inmitten ehemals fruchtbarster Äcker, die von Stein-Knicks ähnlich denen in Schleswig-Holstein umgeben sind. Stachelginster und Kiefern sind heute

Man braucht nicht weit zu wandern, um in der Landschaft der bretonischen Atlantikküste allorts auf die hoch aufgerichteten, schlanken Granitblöcke, die „Menhire“, oder auf die gewaltigen Kammern der vorgeschichtlichen Erbbegräbnisse, auf die „Dolmen“, zu stoßen. In seinem Büchlein „Carnac. Légendes — Traditions — Coutumes et Contes du Pays“ (5) berichtet der Konservator Le Rouzic über die vielgestaltigen Bräuche, die von bäuerlicher Art sprechen und gar nicht mehr so seltsam anmuten, wie sie früheren Forschern erschienen sind. Le Rouzic weist darauf hin, daß es meist sinnbildgeschmückte Steine sind, die in das Brauchtum einbezogen werden. Entweder handelt es sich um einfache Näpfschen auf ihnen, oder aber, in anderen bedeutenderen Fällen, sind es die gleichen Sinnbilder, die uns in den hochmittelalterlichen Kirchen begegnen; und die in der jüngsten Volkskunst uns fast ohne jede Wandlung entgegen treten wie vor Tausenden von Jahren.

So heißt es zum Beispiel vom Dolmen „Roh en oad“, der auf der Halbinsel St. Pierre-Quiberon steht: „Wenn man mit einem Hammer in die kleinen Vertiefungen und Näpfschen des Steines schlägt, so brächte es den Männern draußen auf dem Meer beim Fischfang guten Wind. Als man im Jahre 1901 diesen Stein von Staats wegen erneuerte, erzählte eine Witwe im Alter von 61 Jahren, daß sie es zu mehreren Malen getan und ihre Wünsche erfüllt gesehen habe.“

Erfüllte sich etwa den jungen Frauen der Wunsch nach Kindern nicht, so sollen sie zum Menhir St. Eado zwischen Auray und Lorient gehen. „Eine Dörflerin hat mir versichert, daß sie nach dem Gang zum Menhir übers Jahr einen kräftigen Jungen bekommen habe und danach noch mehrere andere Kinder — und das sei bei allen Frauen das gleiche gewesen, die diesen Menhir besucht haben.“

Der berühmteste Kinderbringer unter diesen Steinen ist jedoch der bei Locronan inmitten ehemals fruchtbarer Äcker gelegene Stein mit dem Namen „Jument de Pierre“ oder „Jument Blanche“, das heißt „Steinerne Stute“ oder „Weiße Stute“. Wie fast alle volkstümlichen Steine zeichnet er sich ebenfalls durch die einem Weihwasserbecken vergleichbare Vertiefung



für die bretonische Landschaft bezeichnend. Durch den Schatten ist links auf dem Stein die sattelförmige Mulde sichtbar, in die sich die Frauen „avec l'espoir de connaître les joies de la maternité“ hineinsetzen. Im Vordergrund verläuft längs des Knicks die Gemarkungsgrenze und der Prozessionsweg der Tremenie von Locronan. Aufnahme Dr. Lehmann, Ahnenerbe (7).

in der Größe einer geöffneten Hand aus. Das große Ansehen, daß dieser Stein genießt, erweist sich bei der von allen Bretonen besuchten Prozession von Locronan zur Mittsommerzeit (in der zweiten Julihälfte). Diese Prozession ist nichts anderes als ein von der Kirche flug übernommener Flurumgang (6) an uralte geweihte Stätte mit der „Troménie“, bret. „Droveny“. Sie führt unmittelbar an diesem Stein vorbei. Sobald sich die Prozession ihm nähert, stürzt die Jugend voraus, um sich in die sattelförmige, nach Nordwesten schauende Vertiefung zu setzen: „avec l'espoir de connaître enfin les joies de la maternité“, „in der Hoffnung, endlich die Glückseligkeit der Mutterschaft zu erfahren“ (7). Die Geistlichkeit geht indessen an ihm vorüber, „ohne auch nur die geringste Notiz von ihm zu nehmen“. Zu diesem Stein gehen vor allem die jungen Frauen in den ersten Monaten ihrer Ehe und setzen sich während drei aufeinanderfolgender Nächte in die sattelförmige Vertiefung dieser „Weißen Stute“. Während heller, klarer Vollmondnächte muß dies wahrlich ein Erlebnis von eindringlicher Wirkung auf das Gemüt sein. Von ihm aus tut sich ein Blick von erhabener Schönheit über das Land und die Bucht von Douarnenez auf, über die Landschaft Arvor, wo der Geist der Ahnen jeden unmittelbar und stark anrührt. Wohin der Blick auch gehen mag, tauchen Inseln und Stätten auf, an denen die Sagen von König Marke, von Tristan und Isolde und von Marianne spielen (8).

Nur wenige Schritte entfernt von diesem berühmtesten und ob seiner Segenswirkung noch heute bekannten Stein liegt ein festgetretener, nicht zu großer Platz, der inmitten des von glühend blühendem Stachelginster verwilderten Ackers besonders auffällig ist. In Erinnerung an Wilhelm Mannhardts Ausführungen über das „Brautlager auf dem Ackersfeld“ (9) und in Hinblick auf die indoarischen Nachweise Leopold von Schröders über verwandte Bräuche innerhalb der Beden (9) besteht hier die Möglichkeit, daß nahe dieser geheiligten Stätte tatsächlich auch die Vermählung vollzogen worden ist. Im Bewußtsein des Volkes muß dies noch zur Jahrhundertwende so tief gehaftet haben, daß der französische Volkskundler Paul Sébillot in seinem Buch „Le Folk-Lore de France“ (10) schreiben konnte, die Leute nennen diesen Stein

bei Locronan gewöhnlich „la nourrice des gens d'Arvor“, die „Stammutter der Leute von Arvor“. „Man läßt wohl ab von diesen Bräuchen, aber ich bin gewiß“, so meint noch um 1932 der Bretonenforscher Anatole Le Braz, „daß die noch nicht unter den Toten sind, die den Glauben an diesen Brauch in sich tragen.“ Wenn man bedenkt, daß vor allem diese Bräuche an den Grabstätten der Vorzeit gepflegt werden, so gewinnt von dieser Seite her betrachtet der Name „Stammutter der Leute von Arvor“ an Bedeutung. Sicher lebt hier im Bretonischen noch die vielfach im indogermanischen Bereich anzutreffende Anschauung, daß man durch ein Gebet angesichts der Stätten der Ahnen von diesen gesegnet und in seinem Vorhaben gestärkt werde. Im Bapreischen (11) ist es noch Brauch, daß die jungen Eheleute sofort nach der Trauung an die Grabstätte der Eltern treten. Im Bretonischen findet sinngemäß das Verloben und das Aufsetzen der Ringe am Grabe des Vaters statt, so schildert es Léon Le Verre in der Lebensbeschreibung eines alten Bretonen (12). Der Gang der Frauen über die einsame Heide zur „Jument Blanche“ oder zu den Dolmen der Ahnen ist als nichts anderes zu bewerten. Wenn Menhire und Dolmen aber in uraltes Brauchtum einbezogen werden, dann allerdings nimmt es auch niemanden wunder, daß diese Steine mit eben den Sinnbildern ausgeschmückt wurden, die über alle Zeitläufte hinweg sich ebenso wenig geändert haben wie die Brauchtumshandlungen, die ehrfurchtsvoll an ihnen seit Menschengedenken vollzogen worden sind.

Sinnbilder, die vor mehr als hundert Menschenaltern, vor mehr als 4000 Jahren entstanden sind und ihre ursprünglichsten Formen gefunden haben – Sinnbilder, die zur romanischen Zeit in Stein gemeißelt oder in Volkskunst als Schnitzwerk, als Werkstück aus Eisen oder in Messing weiterleben – Sinnbilder, die auf den Trachten vor hundert Jahren plötzlich wieder erscheinen und unentwegt bis auf den heutigen Tag ausdauern: Sie sind wahrhaft das Tragende und Beständige in der Überlieferung, allen Wirnissen der vieltausendjährigen, politischen Wandlungen zum Trotz, die über den Lebensraum des französischen Volkes hereingebrochen sind. Besonders eindrucksvoll wird diese unveränderte Wesensgleichheit, wenn man tags zuvor auf einem Säulenfuß im Chorumgang der Kirche von Loc Eudy entdeckt hat, was in dem Dolmen bei Baden auf der Ile-Longue zur sinnbildlichen Ausschmückung des Grabes angewandt worden ist: Man möchte es als den schlichten, kindlich einfachen Umriss eines Hauses deuten, umgeben von der strahlenden Halbsonne. Hier glaubt man ineinandergefügt, was an Denken und Trachten eines nordisch gearteten Bauernraums um die Erhaltung von Sippe und Lebensraum kreist. Es liegt darin die Achtung der Arbeit, die vergangene Geschlechter zum Aufbau der Sippe geleistet haben, es liegt darin die Anerkennung von Recht und Gut der Sippe und gipfelt in der bis ans Gläubige grenzenden Verehrung des Ahnherren dieser Sippe an dessen Grabstätte. Es liegt darin aber auch die Sorge und der stete Kampf um die Erhaltung dieser Sippe im Enkel und der Kampf um die Erhaltung des Lebensraumes. Wie ernst den Bretonen dies ist, haben sie im Weltkrieg durch weit über vierhunderttausend Gefallene bewiesen! In solchem Wechsel der Geschicke, in solchem Auf und Ab der Bauerngeschlechter gewinnt dann ein Sinnbild an Tiefe und an Bedeutung, das ist die „Sonne“. Wenn ihre Strahlen das Haus als den Inbegriff des gesamten Bauernlebens umgeben, so hat man damit wohl ausdrücken wollen, daß sie die große Lebensspenderin und Lebenserneuerin ist, oder um mit den Worten alter Überlieferung zu sprechen, daß sie alles Leben als ein „Sonnenleben“ schenkt und wieder nimmt. Gleichsam als Besiegelung dieses Glaubens hat der Breton, von der romanischen Zeit an bestimmt nachweisbar, seine Haustüren, seine Bettstühle und seine Feuerböcke am altherwürdigen Kamin mit dem Sinnbild geschmückt, unter dem der Kampf um die Wiedergewinnung des arischen Lebensraumes steht, mit dem Hafenkreuz.

(1) D. E. Aubert: Les Costumes Bretons. Leur histoire, leur évolution. St. Breluc (nach 1932). – (2) Aubert: Les Costumes Bretons. S. 59. – (3) Yves Hénar: L'Art Populaire en Bretagne (= Ausstellung im Schloß von St. Malo, um 1929). Ferner: Ph. de La Gasse: La Bretagne (= L'Art Rustique en France, III) Paris (Miche), 1926. – (4) Vgl. hierzu die Schriften von Schwantes. – (5) Zacharie Le Rouzic: Carnac. Légendes – Traditions – Coutumes et Contes du Pays. Bannes, 1936, S. 22, 23. – (6) Alexandre Masseron: Quimper, Quimperlé, Locronan, Pen March. Paris, 1928; S. 121, mit dem Plan des Prozessionsweges. Über Brautsteine an Gemarkungsgrenzen: E. Staud: Brautsteine; in: Die Heimat, 49. Jg., S. 44 f.; Febr. 1939. – (7) Anatole Le Braz:

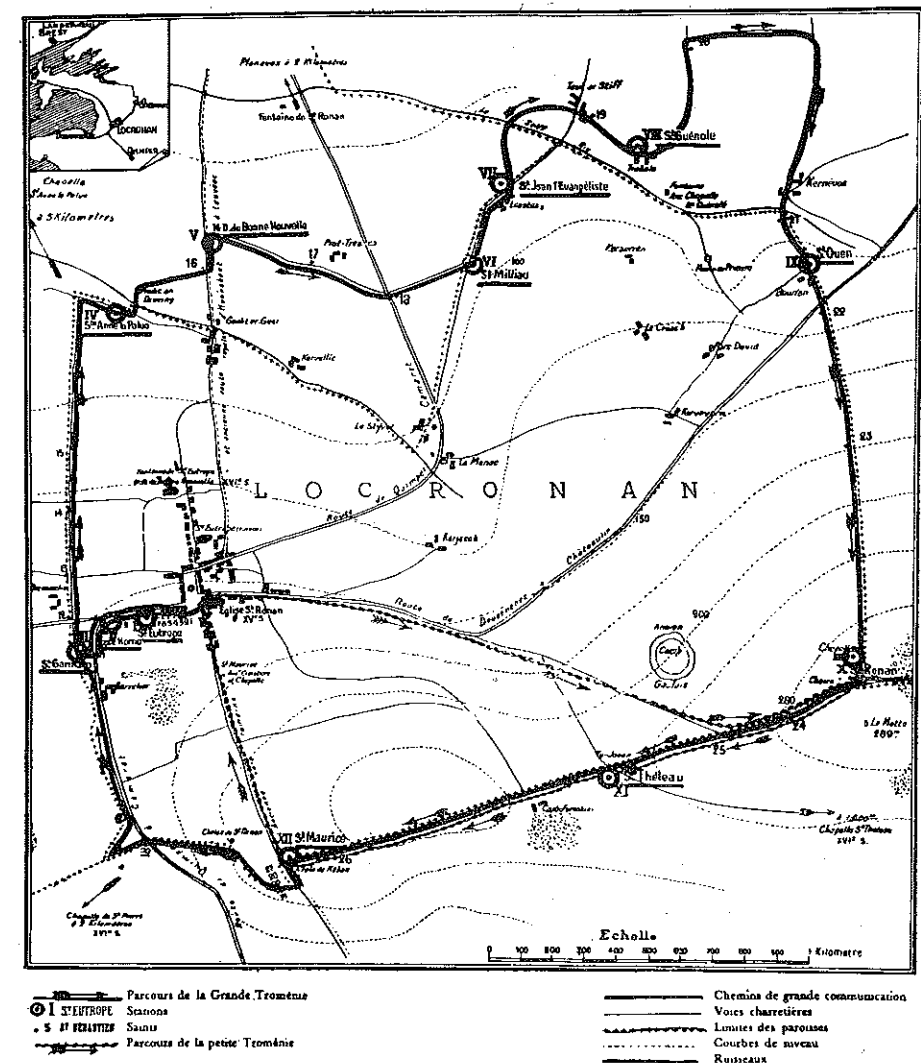


Abbildung 6. Karte des Prozessionsweges der Tromène von Locronan, aus A. Masseron, Quimper, Quimperlé, Locronan, Pennmarc'h, Paris 1928. Der Stein ist hier als „Stuhl des hl. Nonan“ bezeichnet, weil dieser Nationalheiligtum der Bretonen auf diesem Stein von Cornwall, der südwestlichsten Halbinsel Großbritanniens, zur Halbinsel Cornwalle in der Bretagne herübergeritten ist. Nach der kirchlichen Erklärungswelt hat der Stein daher seinen Namen „Stuhl“ erhalten; sicher liegt aber älteres Vorstellungsgut bei der Namensgebung zugrunde.

Aux Pays des Pardons, v. D., 1900. – (8) Rolf Schröder verdanke ich einen Hinweis auf die Bleistiftzeichnung Die Worms, die dieser seinem Bericht vom Juli 1647 über die „Helenenquelle“ bei Sisville in Seeland beigefügt hat. Auch hier liegt angesichts des Meeres und sagenumwobener Inseln ein großes Hügelgrab mit drei Quellen und einer späteren Kapelle bei einem alten Friedhof. Essen, Trinken und Schlafen der Wallfahrer, das Schmücken der Totenkreuze mit Bändern und Bändern als Totengaben, das alles deutet auf gemeinsames indogermanisches Brauchtum hin. – (9) Wilhelm Mannhardt: Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin, 1875. Bd. I, S. 480. Leopold von Schröder: Mysterium und Ritus im Nigveda, 1908, S. 161 f. – (10) Paul Sébillot: Le Folk-Lore de France. Paris 1905. Bd. II, S. 10. – (11) Bildbeleg bei Adolf Spamer: Die deutsche Volkskunde. Bd. II, S. 76/1. – (12) Léon Le Verre: Bretagne d'Hier. Rennes, 1937. Ferner über das Brautpaar am Grabe der toten Vorfahren: A. Rante: Totenbrauchtum in alter und neuer Zeit; in: Die Heimat, 48. Jg., S. 331 f., Nov. 1938, mit wichtigen Schrifttumsangaben über Eheschließung am Grabe der Vorfahren.

Dr. A. Bohmers: Sediment-Petrologie, ein neues Hilfsmittel zur Datierung urgeschichtlicher Kulturen

Die Methoden, mit deren Hilfe man das Alter urgeschichtlicher Kulturen feststellen kann, werden immer mehr verfeinert. Besonders in den letzten zehn Jahren sind auf diesem Gebiet viele Fortschritte gemacht worden.

Bis vor fünfzehn Jahren war man nur auf die üblichen geologischen und paläontologischen Methoden angewiesen. Man konnte mit Hilfe der paläontologischen Bestimmungsmethoden auf Grund von fossilen Knochen von Wirbeltieren und von Molluskschalen, die man in den Schichten fand, deren geologisches Alter einigermaßen festlegen. Sand man z. B. in einer Kulturschicht Zähne vom *Rhinoceros Merckii*, einer Nashornart, dann wußte man, daß diese Schicht zum mittleren Teil des Diluviums gehörte, und nicht zu der letzten Vereisung. Stieß man etwa auf *Trogotherium Cuvieri*, eine ausgestorbene Biberart, dann befand man sich in den ältesten Schichten des Diluviums. Die Knochen vom Mammut zeigten, daß man Schichten aus der letzten oder vielleicht auch vorletzten Eiszeit vor sich habe. Auch konnte man auf diese Weise ungefähr das Klima bestimmen, das während der Zeit herrschte, in der die Schichten abgelagert wurden. So wiesen Knochen vom wollhaarigen Nashorn oder vom Ren darauf hin, daß die Schichten in einer arktisch-kalten Zeit gebildet wurden, also in einer der drei oder vier Eiszeiten und nicht in einer Zwischeneiszeit. Mit dieser Methode kann man über das Alter einer Schicht immer nur im großen und ganzen festlegen; tritt z. B. die sogenannte „Primigenius-Fauna“ mit Mammut, wollhaarigem Nashorn und Ren während der gesamten letzten oder Würm-Vereisung auf, dann ist es nicht möglich mit ihr die für die Urgeschichte so äußerst wichtigen Unterabteilungen dieser Vereisung voneinander zu trennen.

Ein anderes Mittel, um das Alter der Schichten, besonders der Schotter, des Diluviums zu bestimmen, sind die Flußterrassen. Es würde zu weit führen, diese Methode, die in der letzten Zeit durch die moderne Schotteranalyse etwas verfeinert wurde, zu beschreiben. Es kann nur gesagt werden, daß sie öfters, besonders wenn tektonische Störungen auftreten, sehr unzuverlässig ist. Auch ist es mit ihrer Hilfe noch nicht befriedigend gelungen, eine vollkommen zuverlässige Gliederung der verschiedenen Glazial- und Interglazialperioden durchzuführen. Endlich kann diese Methode in den Höhlen, also gerade dort, wo die meisten urgeschichtlichen Funde gemacht worden sind, nicht benutzt werden, da die Höhlenschichten meistens keine Verbindung mit den Schottererschichten aufweisen.

Eine dritte, in der letzten Zeit öfters benutzte Methode, verwendet die Böschschichten und die darin befindlichen fossilen Böden oder Verlehmungszonen. Die letztgenannten deuten auf eine wärmere Periode innerhalb einer Eiszeit, oder auf eine Zwischeneiszeit hin. Die Böschschichten sind äolisch (durch Windeinfluß) in einer Eiszeit abgelagert. (Siehe meinen Aufsatz in „Germanien“, 1941, Heft 3.) Obwohl diese Methode eine sehr feine Einteilung zuläßt, sind die Fehler, die hierbei gemacht werden können, besonders wenn nicht zugleich die Pollenanalyse und Sediment-Petrologie sowie die oben besprochenen Methoden verwendet werden, sehr groß. Auch werden die Kulturschichten nur in bestimmten Gegenden der Erde innerhalb von Böschschichten angetroffen.

In den letzten zehn Jahren hat die Pollenanalyse die Altersbestimmung der Kulturschichten sehr viel weiter gebracht, und doch befinden wir uns erst am Anfang der vielen großen Erfolge, die mit dieser Methode noch erreicht werden können. Die Pollenanalyse bestimmt die fossilen Blütenstaubkörner, die sich in einer Schicht befinden, und stellt dadurch fest, welche Flora während der Ablagerung dieser Schicht gelebt hat. Daraus kann man wieder sehr genau das Klima, das damals geherrscht hat, bestimmen und mit diesem wieder, z. T. unter Zuhilfenahme der oben beschriebenen Methoden, feststellen, in welcher Periode einer Eiszeit oder Zwischeneiszeit diese Schicht gebildet worden ist. Auf diese Weise lassen sich die kleinsten

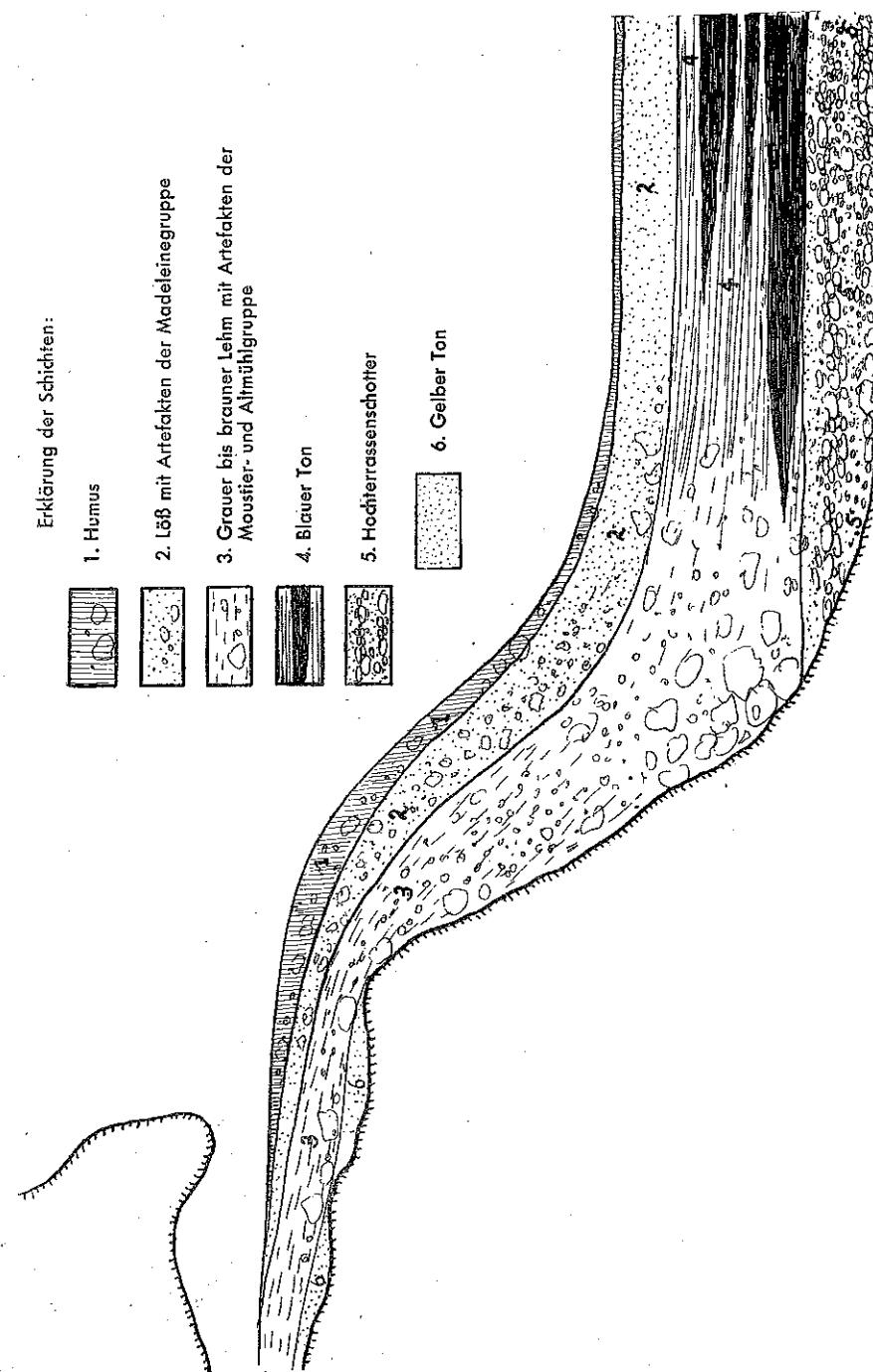


Abbildung 1. Schematisches Profil durch eine Höhle und das Tal von Mauern.

Schwankungen in den Klimafolgen festlegen. Der große Nachteil dieser Methode ist, daß nur wenige Schichten Pollen enthalten und daß selbst mit den raffiniertesten Aufbereitungsmethoden in den meisten Kulturschichten nicht genügend Pollen nachgewiesen werden können. Die meisten Schotter, Höhlenlehme oder Löss sind pollensfrei.

Wenn jedoch eine Schicht frei von Pollen ist, kann man immer noch versuchen, sie mit einer anderen Schicht, die Blütenstaubförner enthält, in Verbindung zu bringen. Hierzu ist nun die neue Methode der Sediment-Petrologie sehr geeignet. Um deren Auswertungsmöglichkeiten deutlich zu machen, muß eine kurze Beschreibung der Arbeitsweise dieser Methode eingefügt werden.

Alle Schichten mit urgeschichtlichen Kulturen enthalten Sand. Unter Sand versteht man Mineralförner von 1,0 bis 0,05 mm Durchmesser. Größere Körner sind Steinchen, kleinere Staub. Die Sandförner bestehen aus einer Mineralart. Am meisten treten in den Sanden die Minerale der Quarz-, Feldspat- und Glimmergruppe auf. In Kalkgebieten kommen hierzu noch Körner von Kalk oder Dolomit. Ein Sand besteht immer zu mehr als 99 v. H. aus diesen Mineralen. Sie werden, weil sie ein spezifisches Gewicht von 2,58 bis 2,90 haben, zu den leichten Mineralen gerechnet. Ihre genauere Bestimmung ist sehr schwer, und da sie wenig typisch sind, werden sie in der Sediment-Petrologie meistens nicht benötigt. Zu einem sehr kleinen Teil bestehen die Sande aus den sogenannten schweren Mineralen. Diese haben ein spezifisches Gewicht, das größer ist als 2,9. Sie gehören zu vielen Arten, und jede Art kann wieder viele Sonderarten aufweisen. Die wichtigsten sind: Aegirin, Anatas, Andalusit, Augit, Brookit, Chloritoid, Chromit, Disthen, Diopsid, Dumortierit, Enstatit, Epidot, Glaukophan, Granat, Hornblende, Hypersthen, Ilmenit, Kordierit, Korund, Magnetit, Olivin, Pikotit, Pyrit, Rutil, Sausurrit, Sillimanit, Spinell, Staurolith, Titanit, Topas, Turmalin, Zirkon und Zoisit.

Es gibt verschiedene Verfahren, um diese schweren von den leichten Mineralen zu trennen. Das einfachste ist folgendes: Man siebt und wäscht eine Probe, um die Steinchen und den Staub vom Sande zu trennen. Dann wird zuerst Salz- und danach Salpetersäure zugesetzt und gekocht, um unwichtige Mineralien, wie Kalk, Dolomit, Baryt, Apatit, Glaukophan und andere zu entfernen. Danach wird die Probe gewaschen, getrocknet und in einem Scheidetrichter mit Bromoform von einem spezifischen Gewicht von 2,9 gebracht. Die leichten Mineralien treiben dann obenauf und die schweren sinken zu Boden. Die letzteren läßt man ablaufen; sie werden gewaschen, getrocknet, auf ein Präparatglas in Kanadabalsam gebracht und mit einem Polarisationsmikroskop untersucht. So werden mit Hilfe der in der Mineralogie bekannten optischen Methoden, wie Bestimmung des Brechungsindex, der Doppelbrechung, der Achsenlage, des Kristallographischen Systems, die Körner bestimmt und danach mit Hilfe eines Kreuztisches für jedes Mineral das Anteilsverhältnis festgestellt. Die undurchsichtigen Minerale, wie die Erze und Aggregate, die nicht gut bestimmt werden können, werden in einer Einheit zusammengefaßt. Ihr Verhältnis zu den durchsichtigen Mineralen wird in Prozenten ausgedrückt. Ebenso wird das prozentuale Verhältnis der durchsichtigen zu einander berechnet. Diese Methode wurde in den Niederlanden zuerst von C. H. Edelman und D. J. Douglas ausgearbeitet und in der Sedimentologie bei der Shell-Gesellschaft mit viel Erfolg zum Bestimmen von fossilfreien Schichten benutzt. Um die Möglichkeiten der Auswertung der neuen Methode besser beurteilen zu können, müssen wir zunächst näher auf die Entstehung eines Sandes eingehen.

Ein Sediment entsteht primär dadurch, daß ein kristallines Gestein, wie z. B. Granit, Diorit oder Gneis verwittert. Die Verwitterungsprodukte werden durch das rinnende Wasser weggeführt und an einer anderen Stelle wieder abgelagert. So entsteht das Sediment. Bei der Verwitterung und Verfrachtung werden die weniger widerstandsfähigen Minerale des Ausgangsgesteines mechanisch oder chemisch vernichtet, so daß das Sediment eine Anreicherung an widerstandsfähigen Gemengteilen erfährt. Dazu gehören in erster Linie die obengenannten schweren Mineralen, welche ursprünglich aus den kristallinen Gesteinen stammen. Die Arten der schweren Mineralen eines Sandes und ihr prozentuales Verhältnis sind also in erster Linie von der Zusammensetzung des Ursprungsgesteines abhängig, welches durch das rinnende

Tabelle I.

Tiefe in Metern	Undurchsichtig	Surmalin	Zirkon	Granat	Rutil	Brookit	Anatas	Staurolith	Staurolith	Disthen	Andalusit	Sillimanit	Chloritoid	Epidot	Sausurrit	Zoisit	Sonderarten	Augit
0.42 — 0.38	22	2	3	13	11			1		1	2			41	3	2	20	
0.38 — 2.78	24	1	8	10	8		1	4		3	2			44	2	1	15	
8.78 — 10.48	31	4	6	12	3		2	2		3	2			39	8	2	22	
10.48 — 22.58	45	6	10	3	8			1		4		2		45	8	3	7	
22.58 — 24.48	48	3	15	3	6		1	1		2	3			40	21	2	2	
24.48 — 26.08	28	1	5	1	8					3	1			22	49	1	5	
26.08 — 27.28	26	5	6	1	4					2	1			28	46	1	5	
27.28 — 29.98	35	2	10	6	6					10	3			30	25	1	5	
29.98 — 42.98	22	2	2	19	1			2		5		1	2	23	39		4	
42.98 — 44.38	15	1	2	21				1		4	1		2	15	34		15	3
44.38 — 46.98	25	2	5	27	1			1						25	23		16	
46.98 — 49.18	19	3	1	12	1			2		1	1			14	44		20	1
49.18 — 51.68	16		2	13	1			2		5				9	34		31	3
51.68 — 53.78	18	1	1	12	1			2		3				6	43		23	8
53.78 — 55.38	21	1	1	15				2		2				5	46		22	2
55.38 — 56.48	25	6	2	16	2					7	1			6	31		20	5
56.48 — 61.98	36	2	2	35	1			2		7	2			4	12		15	11
61.98 — 63.58	34	5	2	25	1			1		7	1	2		10	15		21	8
63.58 — 66.88		3	1	39	1					2	2	1	4	13	12		12	7
66.88 — 70.08	21	4	8	33				1		6	3		3	13	22		7	
70.08 — 74.78	28	2	5	45	1			1		8	3	3		15	11		6	
74.78 — 80.28	37	6	5	28	2			3		3	7	1	3	22	11		6	
80.28 — 89.68	21	4	2	36	2			1		6	5			23	11		8	
89.68 — 91.53	40	1	8	30	3			2		3	2			29	9		10	
91.53 — 92.35	20	3	6	27	3			1		3	5		4	27	5		2	19
102.23 — 105.38	27	3	6	26	5			1		3				36	10		8	
105.38 — 107.28	24	3	4	36	2			1		6	6		1	23	7		10	
107.28 — 110.08	26	5	3	24	2					3	2		2	39	7		2	
110.08 — 113.38	22	6	3	29	4			2		1	4	2	1	24	11		13	
113.38 — 121.98	31	8	5	28				1		2	6	1		27	7		14	
121.98 — 137.43	34	1	3	31	4			1		4	8	3	1	23	7		11	
137.43 — 139.98	32	3	4	19	1			4		3	6		2	34	6		2	16
139.98 — 141.98	33	8	7	23	5			4		1	8	2	4	21	6		11	
141.98 — 142.18						1				1	2	1		32	8		9	
142.18 — 147.38	28	1	8	15	3			1		1	2	1		23	11		2	21
147.38 — 149.18	28	1	2	23	2			1		1	2	3	1	31	4		14	
149.18 — 153.93	27	2	8	21	5			5		3	5			31	9		23	
153.93 — 160.98	30	2	1	17	2			4		3	5	3		34	3		13	
160.98 — 163.48	35	1	9	12	6			14		3	1	1	2	19	4		2	19
163.48 — 175.28	39	4	10	17	6			6		4	3	2	4	18	5		16	
175.28 — 180.58	23	2	8	23	4			3		12	5	2	5	19	4		2	34
180.58 — 183.68	24	3	8	9	10			2		3	3			27	1		2	29
183.68 — 187.28	33	1	6	2	4			8		3			1	22	7		2	45
187.28 — 188.78	30	2	2	6	1			2		1	3	1	1	15	9		2	55
188.78 — 190.98	20	1	6	15	1			2		1				20	1		51	
190.98 — 192.18	23	1	11	12	5			1		1	2		1	19	4		2	44
192.18 — 194.18	28	2	2	10	2			1		2	3			12	4		59	
194.18 — 197.18	26	1	4	5	5			1		1	1	1		16	2		63	
197.18 — 197.88	14	5	1	4	1			2		2	1			18	3		63	
197.88 — 200.28	21		2	4	2					2	1			15	1		72	
200.28 — 202.18	24	3	3		1					2	1			10	1		78	
202.18 — 206.28	26	2	4	10						2	2	2	2	14	1		58	
206.28 — 207.58	24	1	3	6	2			3		1	3	1		15	2		63	
207.58 — 208.48	16	1	3	10	3					1	3		2	20	1		56	
208.48 — 210.08	14	1	4	6	4			6		1				14	1		62	
210.08 — 210.98	17	2	4	12	4			6		1				11	4		55	
210.98 — 215.78	23	4	13							6	2	6		16	5		48	
215.78 — 218.48	22	3	1	7	1					5	2	2		17	9		51	
218.48 — 219.98	31	2	5	7	2			2		4	1		2	17	4		53	
219.98 — 220.78	18	2	2	13	2					5	1		3	22	6		44	
220.78 — 221.88	18	1	5	10	1			1		2	2	2	3	10	3		60	
221.88 — 224.00	14	1	4	7	1			1		4	5	1		15	1		2	56
224.00 — 225.93	15	1	4	8	1			2		1			1	15	2		63	
225.93 — 227.58	13	3	5	9				2		2	1		2	20	1		54	
227.58 — 230.48	16	1		6	1					1			1	14	4		72	
230.48 — 231.73	19	1	1	8	3			1			1		3	10	3		68	
231.73 — 232.58	21	3	3	10				1		4	2	1	1	16	3		55	
232.58 — 234.18	14	2	4	6	1					2		1	1	20	2		59	

Tabelle II.

	Gef. (1)	Blau humose Zone (4)	Höhlenlehm (3)	Selber Ton (6)	Niederrassen- föcher	Hochrassen- föcher (5)	Deckenschotter
Undurchsichtig	33	27	34	58	22	20	41
Turmalin	2	2	2	13	1	2	5
Zirkon	2	4	2	39	3	2	10
Granat	56	40	43	7	72	43	6
Rutil	2	3	6	25	2	1	18
Brookit							
Anatit			1				
Titanit	1					1	
Staurolith	4	8	7	11	6	3	19
Disthen	3	2	3	5	5		18
Andalusit	1	1	1				2
Sillimanit		1					
Chloritoid						1	
Epidot	28	11	14		3	10	21
Saundersit		5	3		4	31	1
Forst	1				2		
Hornblende		21	16		3	4	
Glaucophan		1					
Augit							
Hypersthen		1					
Chloropit							
Korund						1	
Topas	1						

Wasser abgetragen wird. Zweitens ist die Zusammensetzung des Sandes durch die Länge des Weges bedingt, welchen die Mineralkörner vom Ursprungsgestein bis zur Stelle, wo sie schließlich abgelagert wurden, durchlaufen haben. Ist die durchmessene Strecke eine lange, so können auch die zerstörenden Kräfte längere Zeit einwirken und es bleiben zuletzt nur die allerwiderstandsfähigsten Minerale, wie Quarz, Granat, Zirkon und Rutil übrig; die anderen sind alle aufgelöst oder mechanisch vernichtet. In diesem Falle wird der Sand sehr homogen sein. Ändert der Fluß nur ein wenig seinen Lauf oder schneidet er sich etwas tiefer ins Gebirge ein, Fälle, die in der geologischen Entwicklung häufig vorkommen, dann werden andere Ursprungsgesteine angeschnitten, die andere schwere Mineralen enthalten, und die Sande an seinem Ufer werden sogleich eine andere sediment-petrologische Zusammensetzung zeigen. Diese bleibt aber in den zur gleichen Zeit abgelagerten Schichten über große Entfernungen die gleiche.

Ein Beispiel für die sediment-petrologische Zusammensetzung eines Sandkomplexes zeigt das in Tab. 1 dargestellte Bohrprofil, das ich untersucht habe. Die Bohrung wurde in Mittelfriesland bei Semaar durchgeführt und betrifft ein mächtiges, sehr homogenes Schichtensystem, das hauptsächlich aus Sanden besteht. Es ist 235 m dick und wurde in der Zeit vom Ober-Pliozän bis zur Miocene abgelagert. Es umfaßt also das ältere Diluvium. In diesen Schichten sind keine Fossilien aufgefunden worden, durch welche eine Gliederung dieses mächtigen, über ganz Nord-Niederland ausgedehnten Komplexes möglich gewesen wäre. Die Sande lagern im Deltagebiet des Rheines, sind während der Verfrachtung häufig vermischt worden und haben überdies noch eine so lange Strecke vom Ursprungsgestein bis zur endgültigen Ablagerung zurückgelegt, wobei nur einige der widerstandsfähigsten Mineralen übrig blieben, daß die Untersuchung wenig Erfolg versprach. Und doch wurden selbst hier gute Ergebnisse erzielt. Auf Tab. 1, die mit Absicht hier vollständig wiedergegeben ist, um die Arbeitsweise zu erläutern,

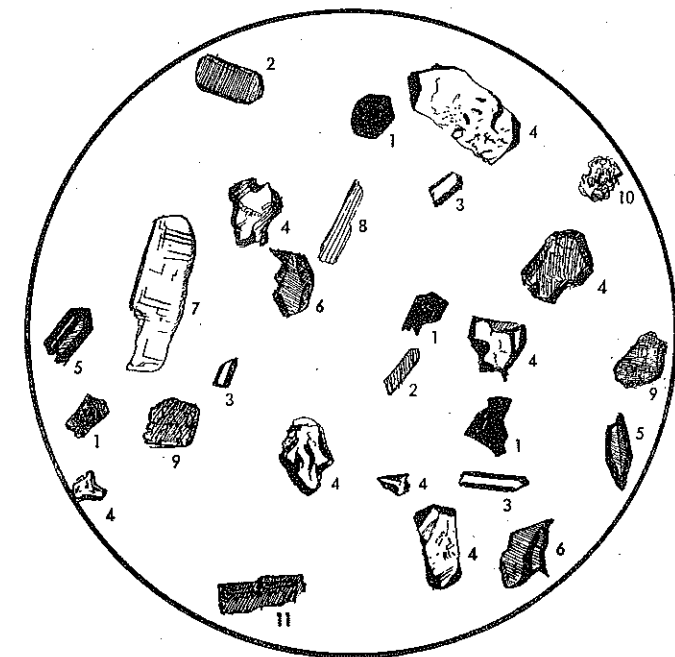


Abbildung 2. Mikroskopisches Bild eines Präparates mit den Schweren Mineralen des Höhlenlehmes (Vergr. ca. 80×). 1. Undurchsichtig, 2. Turmalin, 3. Zirkon, 4. Granat, 5. Rutil, 6. Staurolith, 7. Disthen, 8. Sillimanit, 9. Epidot, 10. Saundersit, 11. Hornblende.

sind in der linken Spalte von sämtlichen untersuchten Proben die Tiefen in Metern und in den Spalten rechts davon die für jede Probe berechneten Prozentzahlen der Minerale wieder gegeben. Die Tabelle sei hier nur an zwei Beispielen erklärt. Die Proben, die aus einer Tiefe zwischen ungefähr 50 und 70 m stammen, führen Augit, der in anderen Tiefen nicht auftritt. Die zwischen ungefähr 130 und 190 m Tiefe entnommenen Proben zeigen eine deutliche Anreicherung an Titanit. Die Titanit- und die Augitzone konnten auch in anderen Bohrungen in diesen altdiluvialen Schichten, die in ganz anderen Teilen der nördlichen Niederlande gemacht worden sind, festgestellt werden. Auch noch andere, hier nicht näher besprochene Zonen dieser Bohrung wurden über große Entfernungen angetroffen. Wenn einmal eine derartige Unterteilung eines Schichtenkomplexes über größere Entfernungen festgestellt ist, kann sie mit Hilfe von anderen Methoden zeitlich bestimmt werden.

Ein zweites Beispiel haben die Ausgrabungen bei Mauern durch die „Forschungsstätte für Urgeschichte im Ahnenerbe“ geliefert. In den Malmskallen bei dem Dorfe Mauern, das nahe der Donau zwischen Ingolstadt und Donaunord liegt, werden vier Höhlen angetroffen, die wichtige altsteinzeitliche Kulturschichten der Mouster-, Altmoos- und Mabeleingruppe enthalten (siehe dazu „Germanien“, 1939, Heft 4).

Diese Kulturschichten konnten zeitlich nicht genau datiert werden, zumal sie weder Blütenstaubföner enthielten, noch mit Terrassenschottern der Donau in Verbindung gebracht werden konnten, da die Donau nur bis zur vorletzten Vereisung durch das Tal strömte, in dem sich die Höhlen befinden. Auch die Fauna der Schichten war sehr homogen. Es wurde darauf versucht, die Schichten der Höhlen untereinander, sowie mit humosen pollenreichen Schichten, die im Tale durch Bohrungen erschlossen worden waren, in Zusammenhang zu bringen. Zu diesem Zwecke wurden viele Ausschachtungen und Bohrungen zwischen den Höhlen- und den Talschichten angelegt. So konnte das in Abb. 2 dargestellte schematische Profil konstruiert

werden. Wir erkennen die folgende Schichtenfolge: Oben befindet sich eine Humusschicht (1) mit Resten von jungsteinzeitlichen, bronzzeitlichen, eisenzeitlichen und frühgeschichtlichen Kulturen. Darunter folgt eine Lössschicht (2) mit einer altsteinzeitlichen Kultur der Madeleinegruppe. Weiter wurde eine graue bis braune Lehm- und Ton- und Mischschicht angetroffen, und zuunterst lag eine gelbe Tonschicht. Im Tale wurde die Lössschicht ebenfalls wieder gefunden. Unter ihr wurde aber eine blaue Tonschicht mit humosen Schichten angebohrt. Darunter befand sich eine Kies- und Geröllschicht, die zu den wahrscheinlich römischen Hochterrassenschottern der Donau gehört. Alle diese Schichten wurden eingehend sediment-petrologisch untersucht. Es stellte sich heraus, daß die Lehm- und Ton- (Abb. 1) dieselbe sediment-petrologische Zusammensetzung hat wie die blaue Tonschicht (4) im Tale. Wie Tab. 2, die die mittlere Zusammensetzung für die verschiedenen Schichten wiedergibt, zeigt, enthalten beide Schichten viel Hornblende und etwas Caussurit, sowie verhältnismäßig viele Minerale der metamorphen Gruppe (Staurolith, Disthen und Andalusit). Auch die anderen weniger typischen Minerale sind prozentual ungefähr gleich vertreten. Diese Schichten weisen aber starke Unterschiede gegen die darüberliegende Lössschicht (2) auf, die weder Hornblende noch Caussurit, und wenig metamorphe Minerale enthält. Auch die im Tale darunter befindlichen Donauschotter, mit sehr viel Caussurit und wenig metamorphen Mineralen, sind davon sehr verschieden. Der gelbe Ton (6) unter der Lehm- und Ton- in den Höhlen weist mit seinem hohen Gehalt an Nutil, Turmalin und Zirkon große Unterschiede gegen die Lehm- und Tonschicht auf. Auch die verschiedenen im Tale und in der weiteren Umgebung befindlichen billualen Terrassen der Donau wurden untersucht und es konnte festgestellt werden, daß diese Schotter eine sehr konstante Zusammensetzung aufwiesen und sehr voneinander verschieden waren. So haben die Deckenschotter immer sehr viel metamorphe Minerale und wenig Granat, dagegen die Niederterrassenschotter sehr viel Granat. In den Hochterrassenschottern und in den Deckenschottern konnten ferner verschiedene Schichten von ungleicher sediment-petrologischer Zusammensetzung aufgefunden werden.

Auf Grund der großen sediment-petrologischen Übereinstimmung zwischen dem Höhlenlehm und dem blauen Ton im Tale, wozu noch die gleiche Lage unter der Lössschicht kommt, kann mit großer Wahrscheinlichkeit gesagt werden, daß Höhlenlehm und Ton in derselben Zeit abgelagert worden sind. Nun konnte durch pollenanalytische Untersuchungen von Dr. A. Schürumpf festgestellt werden, daß die blauen Tonschichten in dem zweiten frühen Abschnitt der letzten, also Riß-Würm-Zwischeneiszeit abgelagert wurden, während die darüber befindliche Lössschicht in der letzten Vereisung entstand. Hierdurch ist es also möglich geworden, die Kulturen in den Höhlen zu datieren. Die Menschen der Moustier- und Altamühlgruppe haben also im letzten Abschnitt der letzten Zwischeneiszeit die Höhlen von Mauern bewohnt. Diese genaue Datierung läßt wichtige Rückschlüsse auf die genetischen Beziehungen der altsteinzeitlichen Kulturen und auf die Wanderungen der altsteinzeitlichen Menschen zu.

Diese Beispiele mögen genügen, um den Wert der neuen Hilfsmethode für kulturgeschichtliche Untersuchungen der urgeschichtlichen Kulturen nachzuweisen.

Literatur.

- Baaf, J. A. 1936. Regional petrology of the Southern North Sea. Diss. Wageningen. — Bohmer, A. 1937. Over de petrologische samenstelling van de oud-kwartaire sedimenten in noordelijk Nederland. Geologie en Mijnbouw 7 und 8. — Crommelin, A. D. 1940. De herkomst van het zand van de Waddenzee. Tijdschr. Kon. Ned. Aard. Gen. Bd. 57. — Edelman, E. H. 1933. Petrologische provincies in het Nederlandsche Kwartair. Diss. Amsterdam. — Edelman, E. H. und D. J. Douglas. 1933. Bijdrage tot de petrologie van het Nederlandsche Tertiair. Verh. Geol. Mijnb. Gen. Bd. 10. — Edelman, E. H. 1938. Samenvatting van de resultaten van vijf jaar sediment-petrologisch onderzoek in Nederland en aangrenzende gebieden. Tijdschr. Kon. Ned. Aard. Gen. Bd. 55. Weiter in: Sediment-petrologische onderzoeken. 1—6. Mededeelingen van de Landbouwhoogeschool te Wageningen.

Die Zundgrube

Der Drudenfuß in einer Bilderschrift des 18. Jahrhunderts. Unter dem Drudenfuß versteht man sowohl Pentagramm wie Hexagramm. Daß der Sechsstern, von dem hier die Rede ist, ursprünglich nichts mit dem Davidsstern zu tun hat, dafür zeugen 1. das Vorkommen dieses Zeichens im germanischen Raum, 2. die Vorstellungen des Volksglaubens, die mit ihm verbunden sind, 3. sein volkstümlicher Name selbst. Der Sechsstern ist eines der alten Heilzeichen.

Herman Wirth (1) weist ihn u. a. auf einer merowingischen Spange des Museums Nordhausen (Abb. 1) und auf einer dänischen Münze von Ribe um 1300 nach. Häufig finden wir den Drudenfuß als Schild an Herbergen und Wirtshäusern; am meisten verbreitet und angewandt ist er aber im Volksglauben. Man bringt ihn an Häusern, Türen, Bettstellen und Wegen an, überall soll er gegen die Trübe oder die Märe schützen. Nach den Volksvorstellungen ist das Hexagramm der Fußabdruck der Drude, die nach weit verbreiteten Anschauungen den Alpdruck erzeugt. Ursprünglich aber ist die Drude kein solch gefürchtetes Gespenst. Das erkennen wir noch an der Feststellung des Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens, Bd. I, Sp. 291: „Im allgemeinen wird die Mahr oder Drude von der aus Bosheit schädigenden Heze unterschieden und mit einem aus Grauen und Mitleid gemischtem Gefühl betrachtet ...“ Steine, die zum Schutz gegen böse Geister verwendet werden, heißen vielfach Drudensteine; an ihnen sollen sich die Druden versammeln. In Schweden nennt man den Drudenstein Alsqvarner = Eisenmühle. Damit ergibt sich eine Verbindung der Drude zu den Steinen mit Schalen und Näpfchen, die nach den heutigen Anschauungen führender Vorgeschichtler als älteste nordische Einbildung anzusprechen sind. Noch bis in unsere Tage werden solchen Steinen Opfer gebracht. Die Drude ist im Laufe der Zeit von einem Geist, der den Menschen Gutes tut, zu einem Gespenst geworden, vor dem sie sich schützen müssen.

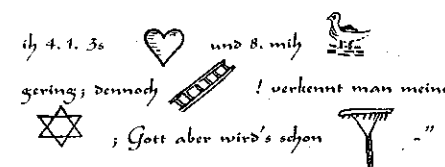
Der Name Drude begegnet uns in spätmhd. trute, thür. trude, schwäb. dair., östr., rheinfr. trüd, weiff. Trudemännekes, dän. drude, gotl. druda. Kluge-Götze (2) setzt mhd. trute mit trüt, nhd. „traut“ in Verbindung. Da-



Abb. 1. Merowingische Spange.

nach wäre die Drude die „Traute“, die „Holde“. Um diesen Namen aber mit der Vorstellung von „Zauberin“, „Gespenst“ in Einklang zu bringen, wird geschlossen, der Name sei „euphemistisch“ gewählt worden. Diese Erklärung ist sehr gezwungen und nach dem Stand der heutigen Volks- und Einbildung nicht mehr haltbar.

Ausschlußreich erscheint mir in diesem Zusammenhang die Wahl des Zeichens Drudenfuß in einer Bilderschrift, von der uns Wilhelm Heynisch (3) berichtet: „Folgende Bildersprache in einem alten Bauernhaus an der Gränze zwischen Franken und Schwaben, fand ich 1769. — worinne das Wort Treue oder Truhheit durch den Truhstenfuß ausgedruckt war: —



„Ich führ' ein treu's Herz und acht' mich ganz gering; dennoch leider! verkennt man

meine \ddot{O} ; Gott aber wirds schon rächen." Auf Grund der Klangverwandtschaft mit dem Namen „Truhftenfuß“ ist am besten mit Rejnisch für den Sechsfuß „Treue“, „Trautheit“, auf jeden Fall eine gute Eigenschaft zu ergänzen. Wir sehen, wie hier im lebendigen Volksbewußtsein der Drudenfuß verwandt und für einen guten Begriff eingesetzt wird. Werner Schulte.

(1) Herman Birch, Die heilige Urschrift der Menschheit, Bd. 1, 1931-36, S. 142, Bild-Bd., Taf. 39, 4 und 7. Abb. 1, Reproduktion von Weigel, Ahnenerbe. - (2) Kluge-Edhe, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 11. Aufl., 1934, S. 115. - (3) Wilhelm Rejnisch, Ueber Truhten und Truhftensteine, Barden, etc... der Teutischen, Gottha 1802, S. 41.

Hirsch und Schneegans, zwei Werdensfelder Faschnachtsmasken. Im Skizzenbuch des Bild- und Maskenschnitzers E. aus Partenkirchen finden sich die zwei hier wiedergegebenen Zeichnungen, zu denen der Schnitzer folgendes bemerkt:

„Der sogenannte ‚Mulli‘ war hier Ende der siebziger Jahre im Ort sehr häufig zu sehen; er hielt sich besonders oft im Friedhof auf und fraß die noch überlebenden Blumen in demselben. Mulli war nicht menschenfurcht, sondern war sehr feck; er marschierte sogar mal durch den Ort. Man sagte einst, es sei der Forstmeister W., welcher sich auf der Esterbergalpe erschoss. Der Mulli soll später durch Wilderer gefallen sein. Die Geweihe des Mulli befinden sich in der Mästerstube von Herrn E. Die Abbildung zeigt, wie Kl., der jetzige Gemeindevorstand, den ‚Mulli‘ einmal als Maskerade machte. Er läßte mit der Maske den Kindern ordentlichen Respekt ein.“

„Die Herstellung ist ganz einfach. Es werden zwei Späne genommen, mit (roten) Sacktüchern umwickelt und in den Mund gesteckt. Beißt man auf die zwei Späne, so geht der Schnabel auf, öffnet man den Mund, so geht er wieder zu. Das Kostüm ist ein Leintuch. So kann man auch Raben machen. Dem Sch., meines Vaters Bruder, waren in seinen jungen Jahren diese Vogelmasken seine Lieblingsmasken.“

Der Versuch, eine an sich urtümliche und häufig bezeugte Brauchtumsgehalt von Ort-



Abbildung 1 (oben). Der Mullihirsch. Abbildung 2 (unten). Eine Schneegans mit rotem Schnabel.



lichen Verhältnissen aus zu deuten, ist ein bekannter Zug in der Volksüberlieferung. So führte der Partenkirchner seine Hirschmaske auf einen Hirsch zurück, in dessen Gestalt nach dem heimischen Sagen gut ein Jäger, der Selbstmord beging, umgegangen sei. In Wirklichkeit aber ist der Hirsch als volkreiche Brauchtumsgehalt bald nach der Zeitwende nachzuweisen und noch heute verbreitet, wo zu Fr. Mößinger in Germanien, 1938, 408 ff. wertvolle Belege gab. (Vgl. auch Albert Becker, Hubertus und sein Hirsch; Germanien, 1936, S. 141 ff., und den Nachtrag dazu von Plassmann, ebd. S. 147 f.).

Die Vogelmaske begegnet im gegenwärtigen Faschnachtsbrauch nur vereinzelt. Es sei erinnert an den Notweiler Federschneiß (1), den Schnabelgiere von Meersburg (2) und den Treiberger Federschneiß (3) sowie an die als Vögel verkleideten Säger der Spargauer Lichtmeß (4), die heute noch alljährlich auftreten. Sie tragen ein reich mit Federn geschmücktes Gewand, ein Vogelgesicht mit ausgeprägtem Schnabel, oder zeigt sich der Vogelcharakter in der fliegenden Bewegung des Federschneiß, der sich an einem Stabe in fähigen Sprüngen durch die Straßen schwingt. Die Werdensfelder Schneegans mit dem roten Schnabel ist eine Maskendarstellung einfacher Art, wie sie häufig ländliche Rückzugsgeliebte kennzeichnet. Sie ist ebensowenig wie der Mullihirsch eine einmalige Schöpfung; denn auch die Vogelmaske gehört in den Kreis der volkreichen Überlieferung. Sie ist unter den Nürnberger Schenbartläufern des 16. Jahrhunderts eine vertraute Gestalt (5). Der bei der heßischen (6) und schwäbisch-alemannischen Fasnacht und bei der Glinder Lichtmeß (7) beliebte Storch wird bereits von Sebastian Franck in seiner Weltchronik (1534) erwähnt: „etlich gehen auff hohen stelten mit flügeln und langen schnäbeln / seind storken.“ Die Rolle, die der Vogel als Verwandlungstier in Sage und Märchen spielt, bestätigt seine Bedeutung schon in der Frühzeit. Nur auf einen Beleg aus der Snorra Edda, in dem ausdrücklich die Vogelfleider genannt sind, sei hier verwiesen: in seinem Adlergewand entführt der Riese Thjazi die Göttin Idun, und Loki leiht Freyjas Falkenkleid, um die Geraubte in Niflheim zurückzuholen.

(1) A. Walzer, Monatschrift Württemberg, 1936, S. 75, 88, 97. H. E. Basse, Alemannische Volksfasnacht o. J. (1937), S. 97. - (2) Ebd. S. 125. - (3) Ebd. S. 51. - (4) H. Habue und H. J. Mehoff, Deutsche Bräuche im Jahreslauf 1935, Tafel 7. - (5) D. Höfler, Keltische Geheimbünde, 1934, S. 66; J. Brüggenmann, Vom Schenbartlaufen, 1936, S. 53. - (6) J. Mößinger, Uraltümliche Faschnachtsgehalt im Gau Hesse-Nassau, Jahrb. d. Volks- u. Heimatforschung, 1933 bis 1938, Tafel 31. - (7) R. Th. Weigel, Lichtmeß, Germanien, 1940, S. 72. Erika Köhler.

Ein Schenbartblatt aus dem Jahre 1456.

Aus Privatbesitz in Berlin wurde mir das hier abgebildete (Abb. 1) farbige Blatt eines Nürnberger Schenbartläufers zur Verfügung gestellt. Es ist eine kolorierte Zeichnung in brauner Tusch und stellt den Schenbart-Hauptmann Hanns Elwanger beim Schenbartlauf von 1456 dar. Die Mütze und der rechte Armel sind im Original dunkel-violett (nicht rot, wie in der Beschriftung angegeben); ebenso die beiden Sterne im oberen Wappenfeld und der Grund des unteren Wappenfeldes. Das Laubblatt ist hellgrün, die Glocken über der Brust und am rechten Knie rotbraun, Gürtel und Schuhe graubraun, die Fische und das Ganzenblatt bläulich, die Perlextange gründlich gelb. Rock, Hose und Strümpfe sind farblos, in den Schatten hellbraun getönt, ebenso der rechte Handschuh, der Boden ist grün.

Die Beschriftung auf der Rückseite (Abb. 2) besagt: „1456. Jar Was Hanns Elwanger Hauptman Im Schenbart. Und waren 24 Mendlein. Und ließen zum alten Weissen aus In der Dberen stuben In Bruch ploben(?) yetter mit einem roten Ermel Und samelten auch Fisch ein, die sie miteinander Assen.“

Das Wort „ploben“, wenn es so zu lesen ist, kann ich nicht erklären. Es kommt auch auf einem späteren Blatt vor, das den großen Schenbartlauf von 1539 beschreibt: „Jacob Müffel Joachim Tegel vnd Werten von ploben waren alle drey Hauptleut“ (Text und Abbildung bei Werner Köhler, Vom Nürnberger Schenbartlaufen; Germanien 1938, S. 103 ff.). Die meisten Schenbartblätter beziehen sich auf den größten (und letzten) Schenbartlauf von 1539 (mehrere bei W. Köhler a. a. D.), es gibt auch ältere, aber das hier abgebildete Blatt scheint mir zu den ältesten zu gehören. Wenn man der Legende Glauben schenken darf, die in einem dem



Abbildung 1 (links nebenstehend).
Nürnberger Schembartblatt von
1456

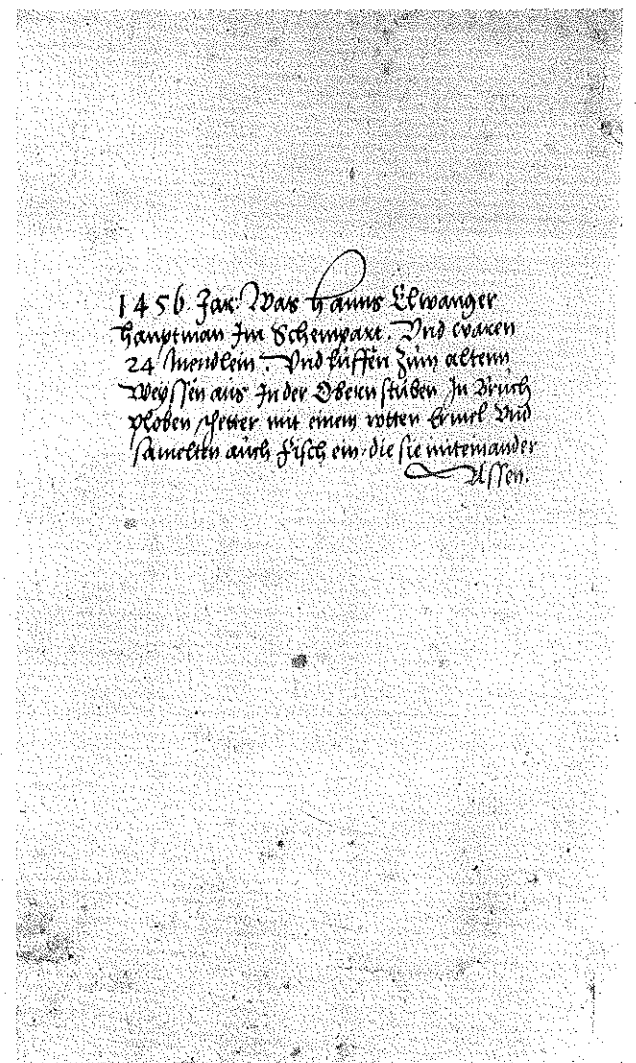


Abbildung 2 (rechts nebenstehend).
Inchrift auf der Rückseite des
Schembartblattes.

Hans Sachs zugeschriebenen Gedicht erzählt und oft nachgedruckt ist, so ist der Schembartlauf im Jahre 1349 entstanden, und zwar als ein Privileg für die Messgerzunft, die als einzige bei einem Aufstand gegen den Rat diesem treu geblieben war (vgl. B. Köhler a. a. O.). Dann wäre unser Blatt nur gut

hundert Jahre jünger als der Brauch selbst. Es wird aber mit Recht vermutet, daß der Brauch, der mit anderen Volksbräuchen (Wilber Mann, Glöckler usw.) soviel Gemeinsames hat, unmittelbar auf alte Frühlingsbräuche zurückgeht.

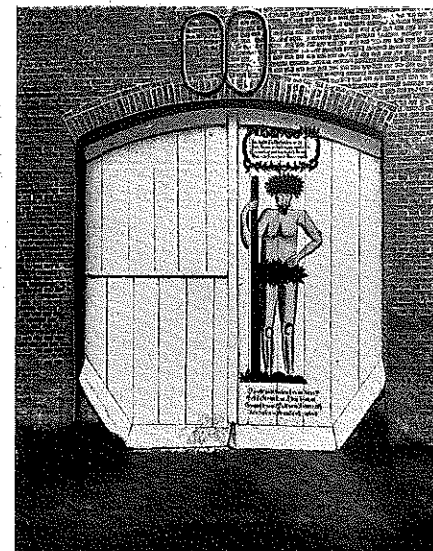
J. D. Plassmann.

Der Wilde Mann als „Türwächter“. K. Th. Weigel weist in seinem Aufsatz „Der Wilde Mann im Holzbau“, Germanien, Mai 1941, S. 181 ff., auf eine Arbeit von Sigurd Erixon hin, in der auch der „Wächter“ auf der Rathhaustür „in Krampe in Norddeutschland“ beschrieben ist. Die unbestimmte Ortsangabe – Weigel fragt selbst schon „in welchem?“ – hat mich veranlaßt, Nachforschungen anzustellen. Es handelt sich um die kleine Stadt Krampe, Kreis Steinburg, in Schleswig-Holstein. Erixon hat weiter auch den Ort des Einbaues der Tür nicht ganz richtig angegeben. Der Ausdruck: „an der Rathhaustüre“ ist irreführend. Man wird darunter die Eingangstür zum Rathaus verstehen, dort wird man aber die alte Tür vergebens suchen. Sie verschleßt vielmehr auch heute noch mit altem Schloß und Riegel (Abb. 1) den Eingang zum altherwürdigen Sitzungssaal des Rathauses. Gerade an dieser Stelle die Wächtergestalt mit der Umschrift: „Sta dar buten, ic sla dy up de Snuten anno 1570“, anzubringen, ist besonders bedeutungsvoll. Das jetzige Krampers Rathaus ist 1570 erbaut worden.



Abbildung 1 (oben). Der Wilde Mann auf der Tür zum Sitzungssaal des Rathauses in Krampe, Schlesw.-Holst. Abbildung 2 (unten). Der Wilde Mann auf der Tootür des Hofes „Staller Heistermann“ bei Garding, Schlesw.-Holstein.

Abbildung 2 zeigt noch einen weiteren „Wilden Mann“ auf einer Tür in Schleswig-Holstein. Auch diese Gestalt wird in die Reihe der „Türwächter“ einzuordnen sein. Es ist eine Darstellung auf der Tootür (Tootenne) des alten Hofes „Die Marne“, den ehemals der Staller Heistermann besessen haben soll, bei Garding, Kreis Eiderstedt. (Staller = Stuhlher, der den Vorsitz im Landgericht führte.)



Die beiden Inschriften über und unter dem „Wächter“ lauten:

oben: Laß dich o Gott befohlen sein
Dies Haus mit allen groß und klein
Gesundheit gieb uns täglich Brot
Abwende Feuer und Wassernoß.

unten: Du solst nicht fluchen hier im Haus
Beh lieber fort zur Thür hinaus
Es möchte sonst Gott vom Himmelreich
Bestrafen mich und dich zugleich.

Nachdem in der oberen Inschrift der Schutz Gottes für Haus und Bewohner erfleht worden ist, werden wir in der Mannesgestalt einen zusätzlichen „Wächter“ oder „Beschützer“ sehen dürfen.

Das Alter habe ich nicht feststellen können.

John Greese.

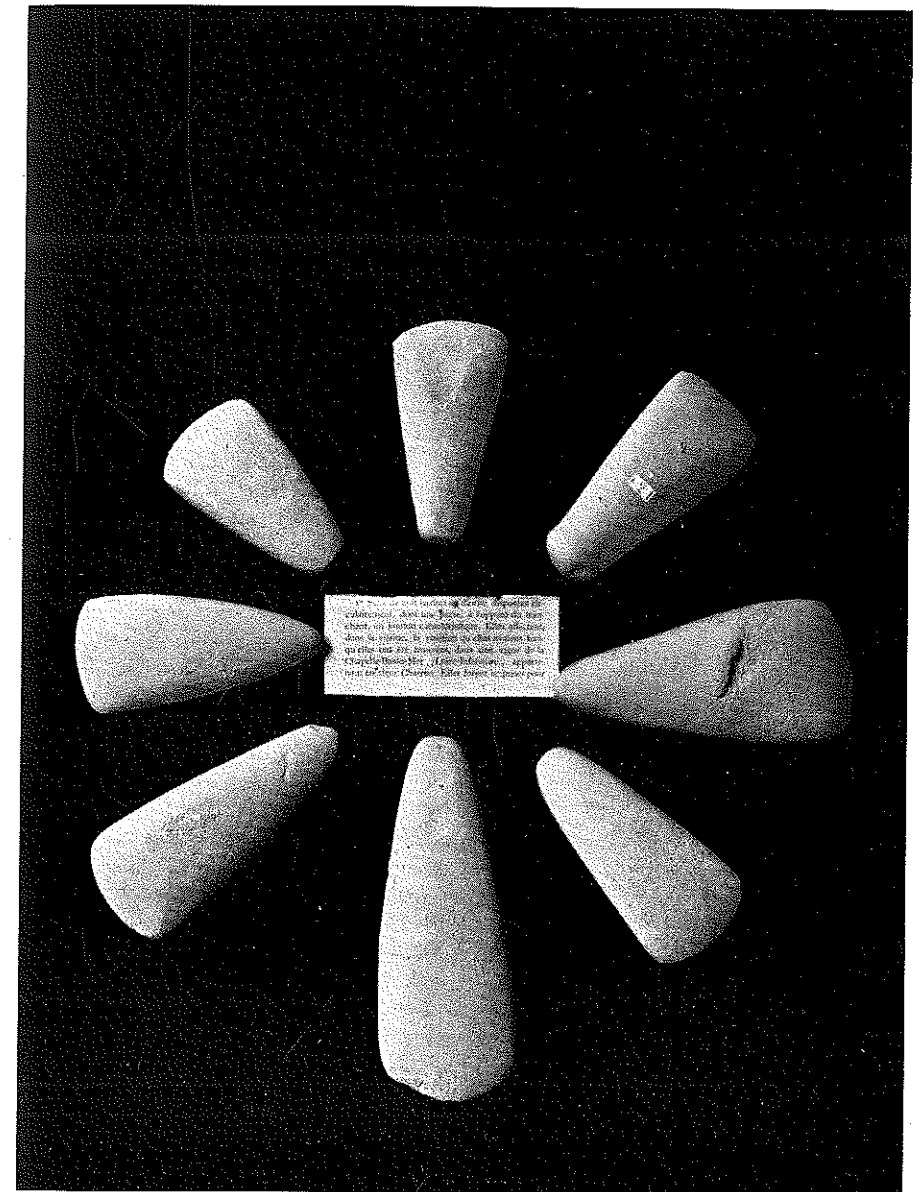


Abbildung 2. Acht sternförmig angeordnete Steinbeile, in ursprünglicher Lage aufgebaut. Aufn. Henri Salaud.

Eine „Sonnenrose“ aus Steinbeilen. Im Musée Th. Dobré et d' Archéologie zu Nantes fand ich im vorigen Herbst in einer Vitrine eine fundgerecht wieder aufgebaute Samm-

lung von steinzeitlichen Diorit-Beilen, die in einem Weinberg bei La Chapelle-Basse-Mer (Vaire-Inferieure) gefunden worden waren. Herr Direktor P. Chaillou stellte mir freund-

licherweise eine Ausnahme davon zur Verfügung. Die mit aufgenommene Beschriftung hat folgenden Wortlaut.

„Série de huit haches en diorite disposées circulairement, dont une porte, à l'opposé du tranchant, un bouton caractéristique. Elles affectent, dans la vitrine, la position qu'elles avaient lorsqu'elles ont été trouvées, dans une vigne de La Chapelle-Basse-Mer (Loire-Inf.).“

Die Steinbeile haben also die Jahrtausende hindurch in der ursprünglichen Anordnung als Achtfenster, dessen mittlere Achse durch eine besonders große Art bezeichnet wird, in dem Boden gelegen. Man darf wohl annehmen, daß sie als Grabbeigabe dort hingelegt worden sind. Diese Art der Anordnung steht meines Wissens einzig da; doch ist es wohl möglich, daß man in anderen Fällen dieser Art nicht mit der gleichen Sorgfalt bei der Bergung und bei dem Wiederaufbau verfahren ist, wie es hier dankenswerterweise der Fall war. Daß eine solche Zusammenfügung weder Zufall noch reines Schmuckbedürfnis ist, liegt wohl auf der Hand. Es handelt sich also um eine sehr bemerkenswerte sinnbildliche Anordnung, für die wir vielleicht höchstens auf einigen Felsbildern eine Parallele finden können, die aber bei der Vieldeutigkeit der ersteren schwer nachzuweisen sein wird. Erst viel spätere Erscheinungen könnten einen Hinweis auf den sinnbildlichen Gehalt geben. Mythos und sinnbildlicher Gehalt des Steinhammers und des Steinbeiles sind, das hat schon Jakob Grimm erkannt, in späteren Zeiten auf das Schwert übergegangen, ohne daß der Hammer seine mythologische Bedeutung verlor. So finden wir die Motive des von Thor mit seinem Hammer gegen die Niesen und gegen die Midgardschlange geführten Kampfes in den späteren Drachenkampfsagen wieder; hier wird sowohl der Niese, wie auch der Drache mit dem Schwerte erlegt, das immer eine besonders ausserordentliche, oft auf göttliche Ahnen zurückweisende Waffe ist. In der Rechtsymbolik lassen sich ähnliche Zusammenhänge nachweisen. Möglicherweise hängt das auch mit einem Mythenwandel zusammen, bei dem der Träger der einen Symbolwaffe durch den einer anderen abgelöst wurde (darüber kürzlich K. A. Eckhardt, *Der Wanenkrieg*, Bonn 1940; S. 34 ff.).

Man darf also vielleicht an einen Zusammenhang denken, wenn wir die achtfache Anordnung später in der Schwertsymbolik wiederfinden. Das bekannteste Beispiel ist ja der „Achter“, der Schwertstern, der aus acht zu einem kreisförmigen Gebilde miteinander verschlungenen Schwertern gebildet ist; hier und da wird er „Sonnenrose“ (Sünn-rose) genannt (vgl. Richard Wolfram, *Deutsche Volkslänze*, S. 13 f.). Denkt man sich nämlich die Steinbeile von Nantes mit Stielen versehen, die ja leicht spurlos vergangen sein können, so würden diese eine ganz ähnliche „Rose“ bilden. Es ist ja kaum anzunehmen, daß man die Beile vorher ihrer Stiele beraubt hat. Da eine nähere Fundbeschreibung nicht vorhanden ist, so werden sich dafür allerdings keine Anhaltspunkte mehr finden lassen. Immerhin erscheint mir dieser Fund als bemerkenswert genug, der Öffentlichkeit vorgelegt zu werden.

J. D. Plassmann.

Zum Kultspiel der Wilden Männer. Im Anschluß an den Aufsatz von J. D. Plassmann „Der Wilde Mann im Kultspiel“ (*Germanien* 1940, S. 252 ff.) möchte ich auf eine Nachricht aus dem Jahre 1570 hinweisen, die einen ähnlichen Bericht über ein Brandunglück beim Maskenspiel enthält, wie es am französischen Königshof geschehen ist. Die Mitteilung stammt von dem zeitgenössischen Hofprediger Anton Algin in Schyringen und ist abgedruckt in der Beschreibung des Oberamtes Schyringen, 1865. Der Bericht lautet: „Anno 1570 den 7. Februar ist zu Waldburg übel hergegangen; hat sich ein leidiger Fall begeben, da hat der leidige Satan aus Gottes Verhängnuß eine schreckliche Tragödien und Spektakel angerichtet, und als ein arger Schadenfroh sein Mitleiden nach Luft gekühlt: Darum soll man ihn nit über die Thür malen; noch zu Gast laden, denn er kommt wol von ihm selbst, oder wo er gleich selbst nit hinkommt, da schickt er seine Boten hin.“

Damals waren zu Waldburg in der Fastnacht, neben den Graven und neben denen von Adel beieinander neun Gräfinnen, deren etliche verummumten sich mit einem englischen schönen Habit, gingen daher in gar weißer Kleidung mit weißen papiernen Flügeln, wie

man die Engel pflegt zu malen, und trugen auf ihren Häubtern weiße papierne Kronen, darinnen kleine Wägelchen brennten und leuchteten; dagegen verummumten sich die Herren und der Adel mit einem scheusslichen Habit, ließen an ihre Hüften und Wammes Arm und Bein, die West von Glachs mit Fäden stark anheben und knüpfen, daß sie hereintraten zotisch und zerlumpt, wie man die Cacodaemones und schwarze Hölle pflegt zu malen. Indem sie nun nach gehaltenem Tanz bei nächtlicher Welle um 10 Schlag auf dem obern Saal bei dem Licht knieend einander ein Mumtanz bringen, und mit dem Licht nicht fürsichtig umgehen, da geht vom brennenden Licht das Werk unversehn an: bald da wird auf dem Saal ein großer Tumult und Auflauf, ein großer Schreck, Schreyen und Klagen: ...“

Es folgen die Namen der Verunglückten und der Verurteilten.

2 Grafen: Georg v. Tübingen und Eberhard v. Hohenlohe starben; Graf Albrecht v. Hohenlohe, Simon v. Neudeck und Veltin v. Berlichingen verbrennen schwer, gesunden aber wieder. Es ist hier zwar nicht ausdrücklich gesagt, daß es sich um ein Spiel von Wilden Männern handelte, wenn man nicht den Ausdruck Cacodaemones dafür nehmen will. Auffallend ist auch der „Höllenhund“ sowie die Schilderung der Verummumung der Frauen, die „mit einem englischen schönen Habit“ und ihren „papiernen Kronen“ auffallend den Damen des Liebesgartens gleichen. Solche Spiele scheinen an Adelsböfen beliebt gewesen zu sein, und ich glaube in dem Waldburger Fastnachtspiel einen Nachklang solcher Wilden-Mann-Spiele sehen zu dürfen. Man findet im nördlichen Württemberg noch öfters Gastwirtschaften zum Wilden Mann, und im Volksglauben ist auch das Wilde Heer noch sehr lebendig. Mattes, Heilbronn.

In der von mir schon öfter zitierten lateinischen Wiedertäufergeschichte des Humanisten G. Kerffenbrock, die um 1570 geschrieben ist, aber durchweg eine 40 Jahre ältere Zeit berücksichtigt, wird auch das Maskentreiben zu Fastnacht in Münster ausführlich beschrieben. Viele von den Verummumten bewegen sich dort „atri Cacodaemonis habita“, also wohl

in einer Art von Teufelsmasken, die aber auch in manchen Fällen sicher als die Verummumung des Wilden Mannes gelten kann. Der lateinische Ausdruck scheint in damaliger Zeit für solche Masken üblich gewesen zu sein.

Plassmann.

Die Bücherwaage

Ostpreussisches Volkstum um die ermländische Nordostgrenze. Beitr. z. geogr. Volkskunde Ostpreussens. Von Erhard Nemann. Schriften der Albertus-Univ., Geisteswiss. Reihe, Bd. 8. XII und 406 S., 50 Abb. im Text, 55 Abb. auf Tafeln, 43 Karten. Ost-Europa-Verlag, Königsberg-Berlin 1937. Kartiert RM. 15.-.

Ein Zeugnis tiefer Heimatliebe liegt in diesem Werk Erhard Nemanns vor uns, das die Widmung trägt: Meinem Heimatdorf. Es birgt ein ungemein reiches volkskundliches Material, das in jahrelangen Wanderungen mit fast 1000 Fragen in 233 Dörfern zusammengetragen wurde. Die Hausformenaufnahme in rund 1000 Ortschaften wurden zudem an Hand von 2000 Separationskarten ergänzt. So entstand ein Werk von größter Zuverlässigkeit und Gründlichkeit, dessen Antworten auf die Volksstumsfragen jenes Forschungsgebietes als entscheidend gelten können. Entgegen der Behauptung unserer Gegner und einiger älterer deutscher Forscher erweist sich das Volkstum dieses ostpreussischen Gebietes als einheitlich deutsch.

Nach einem Überblick über das geschichtliche Werden der Kulturlandschaften folgt eine ausführliche Behandlung der Haus- und Hofformen, in der der Nachweis des niederdeutschen Hauses für Ostpreußen besonders bemerkenswert ist. Die zweite Hälfte des Buches schildert in einer erstaunlichen Reichhaltigkeit Brauchtums- und Glaubensüberlieferungen im Jahreslauf und im Menschenleben. Sehr dankbar ist der Leser für das reiche Abbildungs- und Kartenmaterial. Da-

zu sei noch besonders auf die gute Einführung in die Arbeitsmethode und das ausführliche Schrifttumsverzeichnis hingewiesen, die für Forscher wie Laien gleich wertvoll sind.

Waltraud Hunke.

Erste Reichstagung der Wissenschaftlichen Akademien des NSD. Dozentenbundes, München, 8.-10. Juni 1939. Hg. von der Reichsdozentenführung. J. J. Lehmanns Verlag, München-Berlin 1940. 146 Seiten.

In das Geistesringen, das neben den Kämpfen auf dem Schlachtfeld ausgefochten werden muß, stellt das Geleitwort des Reichsdozentenführers Prof. Dr. W. Schulze diese Veröffentlichung als wertvollen Beitrag.

In seiner Eröffnungsrede umreißt der Reichsdozentenführer die Grundlagen und Aufgaben der neuen deutschen Hochschulen als Pflegestätten einer Wissenschaft, die von einer einheitlichen Weltanschauung und einem einheitlichen politischen Willen getragen ist, die wieder als wahre universitas literarum und in freier Forschung der Ganzheit des völkischen Lebens dient.

Aus der Reihe der germanenkundlichen Beiträge sei besonders auf den Vortrag von Prof. D. Höfler, „Volkstunde und politische Geschichte“ hingewiesen, der eine für wahrhaft politische Wissenschaft besonders wichtige Blickrichtung auf die Aufgaben der Volkstunde gibt. Im Gegensatz zu jener Forschungsrichtung, die von einer Aufteilung des Volkstörpers in zwei nach Wesen und Struktur gegensätzliche Hälften ausgeht, deren einer allein die volkstündliche Forschung gilt, untersucht Höfler die Kulturformen über diese angenommene Trennungslinie hinweg. Die Behandlung einzelner politischer Institutionen (Gilde, Hanse) zeigt dabei die Bedeutung volkstündlicher und religionshistorischer Quellen für die Erkenntnis ihres Wesens wie überhaupt der Erfassung der „sozialen Kontinuität“. – Gegenüber jener unpolitischen Volkstunde, die ihr Augenmerk allein auf die unhistorischen Seiten des Volkstums richtet, sei es die Aufgabe der Volkstunde als der „Wissenschaft von den volkhaften Lebensordnungen“, besonders die sozialen Lebensformen und vor allem die wehrhaft-politischen in das Blickfeld ihrer Forschung zu rücken. Prof. S. Schwantes schildert in „Der Ein-

fluß der Vorgeschichte auf das Geschichtsbild unserer Zeit“ die Überprüfung des christlichen und humanistischen Geschichtsbildes durch die Vorgeschichte. Sie hat nicht nur unsere Kenntnis von den Ursprüngen unserer Kultur bedeutend gewandelt, sondern vor allem unser Geschichtsbewußtsein aus dem Dogma des „ex oriente lux“ zu einem Stolz auf die eigene Vorzeit geführt.

Prof. J. Neumann behandelt „Das politische Leben der Germanen“. Seine Darstellung ist indessen nicht frei von großen Einseitigkeiten, dadurch bedingt, daß Island trotz seiner Ausnahmestellung gerade hinsichtlich der politischen Struktur zu sehr für die Beleuchtung der gesamtgermanischen Kultur herangezogen wurde. Dadurch entsteht eine Herabwertung der spätgermanischen Königreiche, sowie der nicht sippenmäßig aufgebauten Wikingerreiche als weniger artgemäß und damit eine Einschränkung des echtgermanischen, die nicht der vielseitigen politischen Kraft und Begabung des Germanentums und seinen geschichtlichen Leistungen gerecht wird.

Waltraud Hunke.

Zeitschrift für Volkstunde, herausgegeben von Heinrich Harmjan und Gunter Ipsen (Schriftleitung Erich Röhr) NF 10 (1939), Heft 1: Sonderheft „Italienische Volksforschung“, 136 Seiten.

Lares. Organo del Comitato nazionale italiano per le arti popolari. Direttore: Emilio Bodrero, Vice-Direttore: Paolo Toschi. (Segretaria di Redazione: Emma Bona) Anno X (1939 N. 4-6: Fascicolo speciale dedicato alle Tradizioni popolari della Germania, 170 Seiten.

Der Plan, über die eigene Arbeit im Dienste der Volksforschung in einer führenden volkstündlichen Zeitschrift des befreundeten Auslandes zu berichten, entstand im Frühjahr 1938 anlässlich einer Reise der beiden Herausgeber des „Atlas der deutschen Volkstunde“, Heinrich Harmjan und Erich Röhr, nach Italien und fand dort über das Fachgebiet hinaus lebhafteste Zustimmung und Förderung bei hervorragenden Vertretern der italienischen Wissenschaft.

So entstanden in gegenseitigem Austausch die beiden Sonderhefte „Italienische Volksforschung“ der „Zeitschrift für Volkstunde“

und „La Demologia tedesca“ der Zeitschrift „Lares“. Die Beiträge der italienischen Volksforscher in der Zeitschrift für Volkstunde erschienen, soweit sie nicht bereits im Urtext in deutscher Sprache abgefaßt waren, in deutscher Übersetzung, die Arbeiten der deutschen Forscher in der Zeitschrift „Lares“ in italienischer Übersetzung.

1. Italienische Volksforschung. (Zeitschrift für Volkstunde NF 10 (1939), Heft 1.)

In einem einleitenden Aufsatz „Der italienische Volkskundenausschuß“ berichtet Pier Silberio Leicht, Rom, über die organisatorischen Grundlagen der volkstündlichen Arbeit in Italien. Seine Ausführungen erweisen auch für Italien die Erkenntnis der großen volkspolitischen Aufgaben der Volksforschung, eine Erkenntnis, die ihren sichtbarsten Ausdruck in der engen Zusammenarbeit der Volkstunde als Wissenschaft mit dem „Dopolavoro“ gefunden hat, jenem großen, dem deutschen „Kraft durch Freude“ vergleichbaren Werk, dem nach einem Wort Mussolinis „die Förderung einer gesunden und nützbringenden Anwendung der Freizeit der Arbeiter mit den entsprechenden Einrichtungen zur Entwicklung ihrer körperlichen, geistigen und sittlichen Fähigkeiten“ obliegt.

Giuseppe Bidossi, Turin, gibt einen aufschlußreichen Überblick über die „Geschichte der italienischen Volkstunde“ bis zum Beginn der Romantik mit zahlreichen Hinweisen auf ältere italienische volkstündliche Quellen und älteres oder schwer zugängliches Schrifttum. Die Fortführung dieser auch für die deutsche Volksforschung wichtigen Arbeit bis zur Gegenwart hin wird demnächst in der „Zeitschrift für Volkstunde“ erfolgen.

Mit der Sammlung des dinglichen und geistigen Volksgutes befaßten sich die beiden Arbeiten „Museen für Volkstunde in Italien“ von Giuseppe Cocchiara, Palermo und „Die Sammlung Barbi italienischer Volkslieder“ von Vittorio Santoli, Florenz. Der erstgenannte Beitrag zeigt eindringlich den großen Anteil des durch seine grundlegenden Arbeiten zur italienischen – vorwiegend zur sizilianischen – Volkskunde bekannten Giuseppe Pitta an der Schaffung und dem planmäßigen Auf- und Ausbau der italienischen Volkstundemuseen, von denen Italien eine stattliche Anzahl besitzt. – Die „Sammlung

Barbi“ stellt einen wichtigen Grundstock des italienischen Volksliedbestandes dar und enthält sowohl erzählende, als auch lyrische und aufzählende („literative“) Lieder, daneben auch andere Gattungen mündlicher Überlieferung, z. B. Rätsel und Sprichwörter.

Einer besonderen Gattung der Volksdichtung, der religiösen, ist der Beitrag von Paolo Toschi, Rom, gewidmet. Er zeigt, wie diese Liedgruppe, vielleicht stärker als in anderen Ländern, die Arbeit und die Feste des italienischen Volksmenschen begleitet.

Bemerkenswert sind die Ausführungen von Raffaele Corso, Neapel, „Zur Ethnographie von Italienisch-Ostafrika“. Sie führen klar vor Augen, welche Aufgaben der volkstündlichen Forschung bei der Durchdringung eines Kolonialgebietes harren und welche Schwierigkeiten dabei überwunden werden müssen. Matteo Bartoli, Turin, berichtet über das große, im Entstehen begriffene und von ihm, Giuseppe Bidossi und Ugo Pellis betreute Werk des „Italienischen Sprachatlas“, das in engsten Arbeitsbeziehungen zum „Atlas der deutschen Volkstunde“ steht.

Mit einem für die Erhellung der frühen Beziehungen zwischen Germanen und Romanen auf heute deutschem, bzw. italienischem Boden an Ergebnissen reichem Beitrag von deutscher Seite: Ernst Samillshag, Berlin, „Zur Geschichte der deutschen Lehnwörter des Italienischen“ schließen die größeren Abhandlungen dieses Heftes, das durch zahlreiche Buchbesprechungen, vorwiegend italienische Autoren oder Forschungen auf italienischem Boden betreffend, abgeschlossen wird.

2. La Demologia tedesca. (Lares, Jg. X (1939), Heft 4-6.)

Der Zielsetzung dieses Sonderheftes, einen Überblick und eine zusammenfassende Darstellung über die einzelnen Arbeitsbereiche der Volkstunde zu vermitteln, sind auch die Arbeiten der deutschen Volksforscher in der Zeitschrift „Lares“ gerecht geworden. Heinrich Harmjan, Berlin, berichtet über „Entwicklung, Inhalt und Aufgaben“ der deutschen Volksforschung. In diesen Ausführungen, denen grundsätzliche Bedeutung zukommt, wird die Entwicklung aufgezeigt, die zur Ausbildung einer der neuartigsten volkstündlichen Arbeitsweisen führt: zu der geographisch-kartographischen oder der Volkstumsgeographie.

Dieser Arbeitsweise und ihrer geschichtlichen Entwicklung im einzelnen ist der Aufsatz von Erich Köhr, Frankfurt a. M., „Deutsche Volksstumsgeographie“ gewidmet. Man darf dabei feststellen, daß Deutschland in der Ausbildung dieser Methode, die ihren bedeutendsten Ausdruck in dem „Atlas der deutschen Volkskunde“ gefunden hat, führend ist.

Das weite und bedeutsame Gebiet des Brautums und Volksglaubens behandelt Adolf Spamer, Berlin, und gibt, ausgehend von den großen nationalen Feiern der Gegenwart, eine Darstellung der auf diesem Gebiet geleisteten Arbeit und der heute wirkenden Kräfte.

John Meier, Freiburg, berichtet über Aufgaben, Mittel und Ziele der Volksliedforschung und geht dabei auch auf die verschiedenen Gattungen und Arten des Volksliedes ein, die sich teils bei verschiedenen Stämmen, teils in verschiedenen Ständen ausgebildet haben.

Ebenso liefern Richard Wolfram, Wien (Volksstanzforschung in Deutschland) und Eusebius Wackenfels, Mga, (Erzählforschung) bemerkenswerte Überblicke über den Stand der Forschung in diesen beiden Sachgebieten der Volkskunde.

Die in den letzten Jahren besonders geförderte Volkskunsthochforschung wird von dem Leiter des Berliner Staatlichen Volkskunde-Museums Konrad Hahn, Berlin, eingehend behandelt.

Den Abschluß des Heftes bildet ein Aufsatz von Hermann Phleps, Danzig, über die Holzbaukunst in Deutschland. Die Hausbau-forschung mit ihren weitverzweigten Fragestellungen und ihren in vielfacher Hinsicht aufschlußreichen Arbeitsergebnissen hat sich im Rahmen der deutschen Volksforschung einen besonderen Platz erobert, und ihre Einbeziehung in die volkstümliche Arbeit hat bereits zu beachtlichen Erkenntnissen in bezug auf Stammes- und Massenfragen geführt.

So vermitteln diese beiden Sonderhefte wertvolle Einblicke in die reiche und vielfältige volkstümliche Arbeit Deutschlands und Italiens und gewähren dem Leser Aufschlüsse über die jeweiligen nationalen Besonderheiten dieses Wissenschaftsgebietes. Durch solche Zusammenarbeit wird nicht nur das Verständnis für das fremde Volk gefördert, sondern auch die Kenntnis des eigenen Volkes vertieft. Beide Hefte stellen erst einen Anfang dar, und es ist zu hoffen, daß die hiermit begonnene Arbeit in dieser Richtung fortgeführt wird, zumal es zu den Arbeitszielen der „Zeitschrift für Volkskunde“ gehört, über den Bereich der deutschen Volkskunde hinaus von dem Stand der Volksforschung in den anderen europäischen Ländern zu berichten.

(Die Zeitschrift für Volkskunde erscheint seit dem Jg. 11 (1940), herausgegeben von Heinrich Hammanz und Erich Köhr, im Ahnen-erbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem.)

Gerda Andersen.

Urzeit war es,
Nare schrieen,
Von Himmelsbergen
Sank heiliges Raß:
Da hatte Helgi,
Den hochgemuten,
Borghild geboren
In Bralunds Schloß.

Nacht war's im Hof,
Nornen kamen,
Sie schufen das Schicksal
Dem Schaspenden:
Der Herrscher hehrster
Solle er heißen,
Der ruhmreichste
Nede werden.

Edda, Lied von Helgi Hundungstötter

Neuerscheinung:

WALTHER BLACHETTA

Das Buch der deutschen Sinnzeichen

126 Seiten, über 400 Abbildungen, Groß-8°. Kart. RM. 7.-, geb. RM. 8.50

Inhalt: Die Sinnzeichen / Die Runen / Hand-, Haus- und Hofmarken / Die Zeichen der Sippenkunde / Die Steinmetzzeichen / Die Stabzahlen / Register

In unseren Sinnzeichen ist ein wichtiges Stück der deutsch-germanischen Seele Gestalt geworden. Über 400 Zeichen, Runen und Sinnbilder, wie sie sich namentlich auf Geräten der Vorzeit, auf Werken der Volkskunst und vielen Kunst- und Gebrauchsgegenständen finden, sind in diesem Buche zusammengetragen und in ihren verschiedenen Bedeutungsschichten knapp aber doch möglichst erschöpfend erklärt. Auch die Zusammenhänge mit Brauchtum und Sage sind dabei berücksichtigt. Überaus reizvoll ist es, festzustellen, wie diese verschiedenartigen Zeichen aus ferner und naher Vergangenheit auf gewisse Anschauungen von Welt, Wert und Leben hinweisen, die ihnen gemeinsam zugrunde liegen. So gibt dies Buch eine allseitige Behandlung und Darstellung der deutschen Sinnzeichen, in der man sinnend liest und die man immer wieder zur Hand nimmt, ohne sie je ganz auszuschöpfen.

Widukind-Verlag / Alexander Bog / Berlin-Dichterfeld

HAMER-VERLAG

Haag-Niederlande, Frankenslag 111

gibt folgende Zeitschriften heraus:

„VOLKSCHIE WACHT“

Kampfblatt für Niederländisches Volksbewußtsein

„HAMER“

Ein reichbebildertes, in Tiefdruck erscheinendes Monatsheft über Volkskunde, Brauchtum, Vorgegeschichte, Heimatkunde usw. Einzelheft kostet 0.30 RM.

„Hamer“ und „Völkische Wacht“ werden von sämtlichen völkischen Kreisen in den Niederlanden gelesen

Der Hamer-Verlag übernimmt Vertretungen von deutschen Verlegern auf völkischem Gebiet

Probenummern und Anzeigentarif auf Anfrage bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11

Hauptverleger: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pöcklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Bräunberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck Kasper & Callweg, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Herdinger, Augsburg.



Hiermit bestelle ich ein kostenloses Heft „Hamer“

Name:

Anschrift: